Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

Nr. 28 – 12. Juli 2008 Unabhängige Wochenzeitung für Deutschland C5524 - PVST. Gebühr bezahlt

DIESE WOCHE



Übung: Ein deutsches Scharfschützenteam der Schnellen Eingreiftruppe probt bei Masar-i-Scharif einen Feuerkampf. Foto: pa

Ganz vorn an der Front

Trotz aller Dementis: Bundeswehr steht jetzt in Afghanistan im Kriegseinsatz

Von Klaus D. Voss

Die Lage in Afghanistan wird täglich gefährlicher – und die Bundesregierung wiegt die Bürger im Ungewissen. Es ist jetzt ein Kriegseinsatz, aber nach wie vor wird das Trugbild aufrecht erhalten, die Bundeswehr leiste mit 3500 Isaf-Soldaten einen humanitär geprägten Einsatz im Norden des Landes. Weder wird die Bevölkerung über die Entwicklung umfassend unterrichtet, noch erhalten die Soldaten eine ehrliche Motivation über Sinn und Zweck ihres gefährlichen Einsatzes. Auf was müssen sie sich einstellen, in erster Linie die nach Afghanistan verlegten 200 Soldaten der Schnellen Eingreiftruppe QRF?

Die Lage in Afghanistan ist inzwischen deutlich brenzliger als die Situation im Irak. Im Juni 2008 fielen am Hindukusch 45 ausländische Soldaten, im Mai 31. Damit erleben die Nato-Einheiten die blutigsten Wochen in Afghanistan seit dem Sturz des Taliban-Regimes Ende 2001. Das Isaf-Sicherheitskonzept ist gescheitert, es kann weder schwere Anschläge noch Attentate auf die Regierung oder die Erstürmung einer großen Haftanstalt verhindern.

Im Irak hat ein Strategiewechsel die Lage deutlich beruhigt. Diese veränderte Einsatztaktik aber verlangt, radikale bewaffnete Kräfte aus den Einsatzzonen zu vertreiben und diese Regionen dann permanent und lückenlos unter militärischer Kontrolle zu halten – das erfordert eine deutlich höhere Zahl an Einsatzkräften als bisher.

Die 3500 Deutschen unter dem Isaf-Kommando und die 200 deutschen QRF-Soldaten müssen damit rechnen, in schwere Gefechte verwickelt zu werden. Bisher haben sie vorwiegend Aufbauarbeiten aus den gesicherten Quartieren und Bunkern ihrer Stützpunkte geleistet. Jetzt sollen sie die Nordzone Afghanistans offensiv vom Einfluß der Taliban freihalten.

Um diesen neuen Einsatz geht es, wenn die Oberkommandierenden deutlich mehr Soldaten für Afghanistan einfordern. Die Regierung in Berlin muß sich entscheiden; sie wird von den Verbündeten unter Druck gesetzt, aber sie will gleichzeitig das Engagement als humanitären Einsatz schönreden.

Die Nato kann mit Afghanistan alles andere als zufrieden sein: Weder hat sich die Sicherheitslage im Land verfestigt, noch hat sich die Regierung Karsai Respekt verschaffen können. Drogenanbau, Klan-Wirtschaft und Korruption bestimmen das Leben nach wie vor. Und die offene Frage bleibt: Warum können 52 900 hochmodern ausgerüstete Soldaten die Lage nicht in den Griff bekommen? Gegen 200 000 feindliche Kämpfer, selten stärker ausgerüstet als mit leichten Waffen? Ein Strategiewechsel wie im Irak steht auch in Afghanistan an.

Um alles in der Welt wollen Union und SPD verhindern, daß der Afghanistan-Einsatz in seinen wirklichen Dimensionen 2009 zum Wahlkampfthema werden könnte: Dann liefen die großen Parteien Gefahr, daß die Bürger mitentscheiden könnten. Deshalb erzwingt die Große Koalition mit ihrem Stimmengewicht schon jetzt Entscheidungen auf Vorrat: Schon in Kürze soll der Bundesverteidigungsminister freie Hand bekommen, weitere 1000 Soldaten an den Hindukusch zu schicken – und der Einsatzbefehl soll bis Ende 2009 verlängert werden.

Klaus D. Voss:

Abgemeldet

Man könnte es auch so sehen: Selbst die Mächtigsten der Mächtigen auf dieser Welt, die Großen Acht, haben kein Mittel gegen die Öl- und Gaspreise zur Hand. Das hieße, vor den Superspekulanten wären die G8-Häuptlinge nur kleine Leute. Jedenfalls stellen sie sich so an.

Im japanischen Toyako hatten die Regierungschefs der G8 es auf der Tagesordnung, der Weltwirtschaft einen neuen Drall zu geben. Stattdessen verbastelten sie sich bei neuen Prognosen zur Klimarettung.

Man könnte es auch so sagen: Wer am großen Tisch der Macht den Blick dafür verliert, was wirklich Priorität haben muß, der ist den Problemen unserer Tage nicht gewachsen. Gerade jetzt kann man den Zusammenhang zwischen Energiekosten, Wirtschaftsentwicklung und Arbeitsmarkt an jeder Tankstelle und auf jeder Stromrechnung nachlesen.

Und da tut sich in Deutschland noch eine gewaltige Versorgungslücke auf, die jeden Spekulanten zum Abzocken förmlich einladen wird: In zehn, zwölf Jahren wird die Grundversorgung mit Strom aus Kernkraftwerken abgeschaltet sein.

Aber noch immer gilt unter Kanzlerin Angela Merkel das Sommermärchen von der erneuerbaren Energie im Überfluß. Als könnten Windkraft und Sonnenstrom einen Industriestaat in Schwung halten.

Man kann es nicht deutlich genug sagen: Ein Staat, der sich nicht auf seine eigenen Fähigkeiten zur Energieversorgung besinnt, der sich nicht, so weit es geht, von den Spekulationsbörsen unabhängig macht, wird sich schon bald aus dem Kreis der Großen Acht verabschieden müssen. Isoliert mit ihrem strikten Nein zur Kernenergie ist Angela Merkel ja jetzt schon.

Die Welt muß sich wehren

Studie der Vereinten Nationen warnt vor Gefahren aus der globalen Finanzherrschaft

Von Klaus D. Voss

Diese Uno-Studie nennt die Dinge beim richtigen Namen: Die Welt muß sich fragen, ob unter dem Druck der Globalisierung der Glaube an die Kraft der selbstregulierenden Märkte „nicht nur ein Mythos und eine fixe Idee ist".

In seinem Jahresbericht 2008 zur Weltwirtschaft und zur sozialen Lage (WESS 2008) empfiehlt das UN-Departement für Wirtschaft und soziale Angelegenheiten in Genf – auch im Namen von UN-Generalsekretär Ban Ki-moon – energische, unter den Staaten abgestimmte Schritte, um die außer Kontrolle geratenen Weltmärkte wieder in den Griff zu bekommen. Die Vereinten Nationen meinen es ernst damit.

Der Bericht belegt, mit zahlreichen Statistiken und Schaubildern ausgestattet, daß der inzwischen nicht mehr reglementierte weltweite Handel zwar einerseits Wohlstand vermehren kann, in einzelnen Staaten jedenfalls. Die Analyse zeigt auf der Gegenseite aber auch, daß die Globalisierung

Einzelstaaten haben keine Chance gegen Spekulanten

jeden Einzelstaat überfordert: Niemand kann mehr allein in das Geschehen auf den Märkten regulierend eingreifen, noch gibt es eine Chance gegen die unkontrollierten, weil alle Landesgrenzen übergreifenden Finanzsysteme. Das passende Wort aus den Schlagzeilen unserer Tage dazu heißt: Hyper-Spekulation.

Der Bericht WESS 2008 weist auch nach, daß die Märkte heute nicht mehr vom Handel dominiert werden, was nach den ökonomischen Gesetzen von Angebot und Nachfrage immer zu einem Ausgleich und damit zu recht stabilen Verhältnissen führen müßte. Die Weltmärkte werden heutzutage von den Finanzsystemen getrieben – die Spekulanten diktieren also das Geschehen.

Die wirtschaftlichen Folgen sind weltweit spürbar: Die Geldmaschine Spekulation untergräbt die Stabilität aller Märkte und den Wert der Umlaufwährungen. Sie spendiert schnell Maximalgewinne, schlägt dann aber tiefe Breschen in die Branchen.

Wie zum Beweis liegt jetzt die Übersicht zum Bankenwesen vor. Eine unmittelbare Nachwirkung zur weltweiten Spekulation mit Hypothekenkrediten hat die Banken hart getroffen – die Kreditinstitute sind Mitte 2008 an den Aktienbörsen nur noch halb so viel wert wie im Juli 2007. Institute wie die Deutsche Bank oder die Commerzbank müssen Kapitalverluste wie im Weltdurchschnitt verkraften, die Schweizer Banken-Festung UBS verlor sogar 69,3 Prozent ihres Handelswertes.

Das UN-Departement für Wirtschaft und soziale Angelegenheiten warnt davor, die Entwicklung weiter laufen zu lassen. Die politischen Folgen seien schon jetzt

Ständige Furcht vor dem sozialen Abstieg

schwerwiegend. Aus den vergangenen zwölf Monaten führt der Bericht Hungerrevolten, Verteilungskämpfe, Unruhen und bewaffnete Konflikte aus den Entwicklungsländern an. Verstärkt werden die Notlagen durch zunehmend schwere Katastrophen unter dem Einfluß einer Klimaveränderung. Auch in den industrialisierten Staaten seien die Bevölkerungen bis in die Mittelschicht hinein verunsichert: Beklagt wird als Folge der Globalisierung eine Aushöhlung des Lebensstils, reduzierter sozialer Schutz und eine ständige Furcht vor dem sozialen Abstieg.

Dringend fordern die Vereinten Nationen die Nationalstaaten zur Besinnung und zu abgestimmten Interventionen auf: auf den Kapitalmärkten, beim Rohstoff- und Energiehandel. In einem starken multilateralen Handelssystem sollen die scharfen Pendelschläge der Konjunktur abgefangen und die Nachfrage mit einem globalen „New Deal" nach dem Vorbild der US-Wirtschaftspolitik unter Präsident Franklin D. Roosevelt stimuliert werden, um eine weltweite Rezession zu vermeiden.

MELDUNGEN

Immer weniger Neubauten

Köln – Das eigene Zuhause zu errichten ist den Deutschen nicht mehr so wichtig – oder einfach zu teuer. Im vergangenen Jahr wurde der Bau von lediglich 182 000 Wohnungen und Einfamilienhäusern genehmigt – ein neuer Tiefstand. Die Zahl der Baubewilligungen sank im Vergleich zum Vorjahr in Ostdeutschland um 22 Prozent, in Westdeutschland sogar um 27 Prozent. Im Jahr 1995 erteilten die Bauämter noch fast 640 000 Genehmigungen, allein 180 000 davon in Ostdeutschland. Dort wurde aber in der Wiedervereinigungs-Euphorie einfach zu viel gebaut. Das Auslaufen der Eigenheimzulage ließ das Interesse an den eigenen vier Wänden zusätzlich erlahmen. Vor allem verleiden die steigenden Kosten die Lust aufs Häuschen. Während die Preise für bestehende Immobilien stagnieren oder sogar fallen, ziehen die Baukosten aufgrund höherer Rohstoff- und Energiepreise kräftig an. *IW*

Gefährlicher als Kommunisten

Schorndorf – In keinem der 57 islamischen Länder gibt es Religionsfreiheit nach westlichem Verständnis. Das erklärte der Leiter der Evangelischen Karmelmission, Martin Landmesser. Für den Islam sei Religionsfreiheit lediglich das Recht, die Botschaft Allahs zu propagieren. Muslime dürften den Islam nicht verlassen. Für sie gelte das Vorbild Mohammeds, der zum Töten von Personen aufgerufen habe, die sich vom Islam abwenden. Das abscheulichste Verbrechen, das ein Muslim begehen könne, sei die Entscheidung für den christlichen Glauben. Für Missionare sei die islamische Welt gefährlicher, als es kommunistische Diktaturen jemals gewesen seien. *idea*

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
www.preussische-allgemeine.de

Die Schulden-Uhr:

Berlin hilft

Bereits im vergangenen Jahr beim G8-Gipfel in Heiligendamm wurden Afrika für den Kampf gegen HIV / Aids, Malaria und Tuberkulose für die nächsten Jahre 40 Milliarden Euro zugesagt. Deutschland steuert davon bis 2015 jährlich 500 Millionen Euro, rund 200 Millionen Euro mehr als bisher, zur Bekämpfung der Krankheiten bei. Beim G8-Gipfel in Japan bestätigte Merkel die Zahlung von bereits im Juni zugesagten 500 Millionen Euro zur Förderung der Nahrungsmittelproduktion in Entwicklungsländern.

1.509.953.490.878 €

(eine Billion fünfhundertneun Milliarden neunhundertdreiundfünfzig Millionen vierhundertneunzigtausend und achthundertachtundsiebzig)

Vorwoche: 1.509.665.761.376 €
Verschuldung pro Kopf: 18 344 €
Vorwoche: 18 340 €

(Stand: Dienstag, 8. Juli 2008, 12 Uhr. Zahlen: www.steuerzahler.de)

Ziel: Globale Klimagerechtigkeit

Der Klimaschutz, Kant und die Urteilskraft

Von WOLFGANG THÜNE

Seit die Physikerin Angela Merkel als Bundeskanzlerin auf dem G8-Gipfel der politisch mächtigsten Staatsmänner der Welt 2007 in Heiligendamm zur „Retterin von Kyoto“ erklärt, gar zur „Klimagöttin“ erhoben wurde, wird sie nicht müde, die Rettung der Erde vor der globalen Klimakatastrophe zu verheißen. Der bloße Klimaschutz ist ihr längst zu wenig, auch der Stopp des Klimawandels kann ihren Ehrgeiz nicht mehr befriedigen. Die Bundeskanzlerin will mehr. Sie will nichts Geringeres als die „globale Klimagerechtigkeit“.

Diese Vision von totaler Klimagerechtigkeit gebar sie im vergangenen Herbst nach ihrem Besuch bei dem Klimaübervater und Oscar-Preisträger Al Gore. Dieser war in Oslo mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet worden mit dem Auftrag, die Klimagötter zu besänftigen und deren Klimakrieg gegen die Menschheit zu verhindern. Um ihrerseits den Friedensprozeß zu beschleunigen, ist nun Angela Merkel konkret geworden. Auf dem Katholikentag in Osnabrück forderte sie in Anwesenheit der hohen Geistlichkeit, daß die CO_2-Emissionen nicht nur drastisch reduziert, sondern strikt kontingentiert werden müssen auf einheitlich zwei Tonnen CO_2 pro Kopf und Jahr. Diese Vision solle bis spätestens 2050 realisiert sein.

Vor der Kirchengemeinde ließ die „Klimagöttin“ ihrem Gerechtigkeitsgefühl freien Lauf und protestierte, daß es nicht länger angehe und auch sozial ungerecht wäre, daß ein Kalifornier sich anmaße, pro Jahr 20 Tonnen CO_2 in die Luft zu blasen, wohingegen ein Afrikaner nur 0,2 Tonnen emittiere. Dies sei eine zum Himmel schreiende, nicht länger hinnehmbare Ungerechtigkeit.

Doch ist es nicht schon zu spät für diese planetare Rettungsaktion? Nach Schätzungen des ebenfalls mit dem Friedennobelpreis gekrönten UN-Klimaexpertengremiums IPCC drohe schon in 13 Jahren, also im Jahr 2020, das Globalklima zu kollabieren. Ob dann noch der Wiederbelebungsversuch der Kanzlerin helfen könne? Doch dieser Kleinmut entmutigt nicht die Kanzlerin, ist ihr doch ein politisches Kunststück gelungen. Bei seinem Abschiedsbesuch konnte sie den größten Klimamuffel, den scheidenden US-Präsidenten George W. Bush, für ihre epochale Idee zumindest partiell erwärmen.

Seit im Jahre 1986 die Warnung vor der Klimakatastrophe ausgerufen wurde, ist der Klimaschutz in aller Munde. Mit zwei milliardenschweren Klimapaketen zulasten der Bürger will die Bundesregierung die Klimagefahren abwenden und weltweit beispielhaft sein. Doch fragt man die Klimaexperten, wie die Klimagefahren konkret aussehen, dann hört man die sybillinische Auskunft: Es wird sowohl heißer und kälter, trockener und nasser, es gebe mehr Orkane und Hurrikane, ... und keinen Schnee mehr in den Alpen. Doch Wetterkapriolen hat es schon immer gegeben und wird es zukünftig auch geben. Wenn sich die Klimakatastrophe in einer Zunahme von Wetterkatastrophen auswirkt, warum dann der teure Umweg Klimaschutz? Schützen wir doch gleich das Wetter!

Das stellt uns vor die Fragen: Was ist Wetter, was ist Klima und was unterscheidet beide? Dies ist eine erkenntnistheoretische Frage, die am besten Immanuel Kant, der Vater des Kritizismus, beantworten kann. Der Königsberger Kant hatte sich in jungen Jahren mit den Problemen der Physik befaßt. 1755 erwirbt er den Doktorgrad mit der Abhandlung „Über das Feuer“. Im gleichen Jahr 1755 erscheint „Die allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels“. Ab 1760 widmet sich Kant zunehmend Fragen der Erkenntnis. Er setzt sich mit den Lehren des Rationalismus und Empirismus auseinander und begründet 1781 mit der „Kritik der reinen Vernunft“ eine neue philosophische Richtung: den Kritizismus. Erkennen heißt nach Kant, eine Vorstellung mit ihrem Gegenstande zur Übereinstimmung bringen. Anders ausgedrückt: Durch unsere Sinnlichkeit wird uns der Rohstoff der Erkenntnis in Form von Anschauungen gegeben. Unsere Sinnlichkeit wie unsere Anschauung sind gebunden an den Raum und die Zeit. Die sinnlich erfahrbaren Dinge in Raum und Zeit sind die Stoffe unserer Erkenntnis.



„Das Klima schützen“: Angela Merkel setzt sich ein. Foto: ddp

Alles Leben spielt sich im Raum wie in der Zeit ab. Auch das Wetter spielt sich in Raum und Zeit ab und ist daher erfahrbar. Es begleitet uns von der Wiege bis zur Bahre. Eines hat der Mensch in seinem Werdegang gelernt, sich überall dem Wetter anzupassen und die ganze Erde zu besiedeln. Alle theoretisch erdachten Abstraktionen dagegen spielen sich außerhalb von Raum und Zeit ab und entziehen sich unserer Erkenntnis. Sie sind nicht erfahrbar. Solch eine mathematische Abstraktion ist das „Klima“, das statistisch von Wetterbeobachtungen abgeleitet wird. Das Klima ist im Gegensatz zum Wetter kein Naturvorgang, es hat keine eigene Realität und daher können von ihm niemals Gefahren ausgehen. Folglich kann sich der Mensch unmöglich am Klima versündigen, kann er zum bösen „Klimakiller“ werden. Friedrich Engels, Freund und Förderer von Karl Marx, hat diesen Sachverhalt sehr klar im Jahre 1878 in seiner „Dialektik der Natur“ an folgendem Beispiel veranschaulicht. Engels stellte fest, daß der Mensch die Angewohnheit und Eigenschaft habe, sich von sinnlichen Dingen Abstraktionen zu machen, um denn diesen Abstraktionen wieder sinnliche Gestalt zu geben. Der Mensch faßt Äpfel, Birnen, Kirschen, Pflaumen etc. zu der Abstraktion „Obst“ zusammen. Nach ärztlichem Rat solle er seiner Gesundheit zuliebe viel Obst essen, doch gerade dies sei unmöglich. Obst ist kein sinnliches Ding wie ein Apfel. Es ist ein „Ding an sich“, ein Sammelbegriff, und kann folglich auch nicht gegessen werden. Und dennoch glauben wir felsenfest, täglich Obst zu essen und gesund zu leben.

Engels unterscheidet wie Kant deutlich zwischen dem „Ding“ und dem „Ding an sich“. Danach ist das Wetter das „Ding“ und das Klima das „Ding an sich“. Das Klima ist ein Sammelbegriff für alles Wetter, es ist ein theoretisch erdachtes und berechnetes Konstrukt, eine Fiktion. Als solche entzieht es sich unserer direkten Erkenntnis. Das Klima beschreibt ein nicht existentes Durchschnittswetter. Es ist ebenso unwirklich wie der Durchschnittsmensch. Alle Klimaschutzbemühungen scheitern grundsätzlich daran, daß man eine Abstraktion weder in guter noch in böser Absicht beeinflussen oder verändern kann. Nach allen Regeln der Logik ist daher das ehrgeizige Vorhaben der Kanzlerin, globale „Klimagerechtigkeit“ zu schaffen, eine wirklichkeitsferne und nie realisierbare Utopie. Solange das Wetter auf Erden macht, was es will, und uns nicht untertan ist, solange sind alle Klimaschutzbemühungen nur Schall und Rauch, nichts als leere politische Versprechen, ein aussichtsloser Kampf gegen Windmühlen.

Fassen wir zusammen: Alle unsere Erfahrung setzt sich nur aus tatsächlichen Erscheinungen zusammen. Eine Erfahrung ist praktisch nur möglich, wenn ihr eine wahrnehmbare Realität entspricht. Wenn keine Realität wie bei der Rechengröße Klima wahrgenommen wird, dann haben wir eben keine Erscheinung. Eine wahrnehmbare Realität in ihren vielfältigen und täglich wechselnden Erscheinungsformen ist das Wetter. Die Lufttemperatur wie der Wind sind wahrnehmbare Erscheinungen. Nicht wahrnehmbar sind errechnete Größen wie die Jahresmitteltemperatur oder die mittlere Windgeschwindigkeit! Klimawerte sind nicht wahrnehmbar, folglich keine dingliche Erscheinung in der Natur. Durch reines, anschauungsloses, abstraktes Denken kann keinerlei Erkenntnis erzielt werden. Bloße Gedankendinge sind nach Kant niemals Gegenstand der Erkenntnis. Wir erkennen nur Erscheinungen, sinnliche Dinge. Über „Dinge an sich“ können wir nichts aussagen.

Kant hat dem Wissen, den Wissenschaften klare Grenzen gesetzt, um für den Glauben Platz zu schaffen. Metaphysik als Wissenschaft vom Übersinnlichen ist unmöglich. Dies gilt ebenso für die Klimaphysik! Weil sich „Klima an sich“ unserer Erkenntnis entzieht, ist die Klimaschutzpolitik ein ideales ideologisches Schlachtfeld, auf dem „viel Lärm um Nichts“ gemacht wird und sich alle als Sieger und Retter der Menschheit feiern und fühlen können. Doch was wir auch anstellen mögen, das Wetter kümmert sich nicht darum und macht wie seit Urzeiten das, was es will. Die sicherste, aber nichts aussagende Wettervorhersage lautet: Alles, was

Droht Pfändung der Villa Vigoni?

Italienische Gerichte machen NS-Opfern Hoffnung auf Entschädigung aus Deutschland

Von REBECCA BELLANO

Es sah so aus, als wären italienische Beamte schon dabei, den Kuckuck für die Pfändung deutschen Staatseigentums zu plazieren. Als der Sender 3Sat vergangene Woche über die Klage griechischer Opfer aus dem Zweiten Weltkrieg gegen Deutschland vor italienischen Gerichten berichtete, vermittelte der Sender den Eindruck, als ob staatliche Kultureinrichtungen wie die Goethe-Institute oder die Villa Vigoni in Italien kurz vor der Pfändung stünden.

Schon im Jahr 2000 haben die Überlebenden eines Massakers durch Angehörige der 4. SS-Polizeidivision in Griechenland erfolgreich geklagt. Nach einem Partisanenangriff nahe Distomo hatten deutsche Soldaten blutige Vergeltung vor allem an Frauen und Kindern geübt. Doch auch wenn die griechische Justiz den Distomo-Klägern recht gab, so verweigerte sie aus diplomatischen Gründen die Zustimmung zur Pfändung deutscher Liegenschaften. In Italien scheint es in dieser Hinsicht weniger Bedenken zu geben, jedenfalls wenn es um das öffentliche Gebaren geht. Auf diplomatischer Ebene scheinen sich die Italiener bewußt zu sein, daß sie kein recht haben, gegen deutsches Botschaftsvermögen oder gegen Vermögen staatlicher Kultureinrichtungen vorzugehen. Hinter den Kulissen beraten sich Vertreter der deutschen und italienischen Seite in einer Arbeitsgruppe über die Rechtslage. Da der Ausgang des Verfahrens in Italien noch ungewiß ist – das Oberlandesgericht in Florenz ist nicht die letzte Instanz – steht die Arbeitsgruppe nicht unter Zeitdruck. Die bei 3Sat aufgestellte Behauptung, daß im Herbst dieses Jahres der Gerichtsvollzieher deutsche Liegenschaften in Italien pfändet, entbehrt jeder juristischen Grundlage.

Allerdings muß sich die Bundesregierung etwas einfallen lassen, da neben den Überlebenden aus Distomo auch noch andere, ähnliche Verfahren anhängig sind. So erstritten bereits im Juni ehemalige italienische Zwangsarbeiter vor dem Obersten Zivilgericht in Rom das Recht, die Bundesrepublik Deutschland vor italienischen Gerichten auf Entschädigung zu verklagen. Das Gericht urteilte, die Bundesrepublik Deutschland dürfe sich nicht auf Staatsimmunität berufen, da die Deportation von italienischen Soldaten nach dem Sturz Mussolinis 1943 ein „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ gewesen sei. Deutschland hingegen verweist auf die Haager Landkriegsordnung von 1907, nach der italienische Kriegsgefangene zur Arbeit hätten verpflichtet werden können. Einziges Problem in der deutschen Argumentation ist, daß Hitler die Italiener als Militärinternierte einstufte. Zählten sie auch heute noch zu dieser Kategorie und wären nicht erst vor wenigen Jahren als Kriegsgefangene bezeichnet worden, dann hätten sie wie alle Zwangsarbeiter aus dem Fonds „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ entschädigt werden können. Jetzt sind die Italiener entrüstet, und da hilft es auch nichts, daß die Bundesrepublik sich darauf beruft, daß sie bereits 1961 in einem Globalabkommen den Italienern über 50 Millionen D-Mark für die Entschädigung der Zwangsarbeiter gezahlt hat.

Während die deutsch-italienische Arbeitsgruppe berät, ob ein Staat von nationalen Gerichten anderer Staaten verurteilt werden kann – zur Klärung schließt die Arbeitsgruppe einen Gang vor den Internationalen Gerichtshof in Den Haag nicht aus –, findet der Generalsekretär des italienischen Opferverbandes ANRP laut „Spiegel-Online“ die aktuelle Entwicklung eher bedenklich. Statt geldgierigen Angehörigen von über 80jährigen Betroffenen Hoffnung zu machen, sollte Deutschland lieber ein „Mausoleum für unsere Toten“ errichten.

Wo war der Osten?

Von Harald Fourier

Neulich Unter den Linden. Auf dem Weg zu einem Termin in der Filiale der Deutschen Bank kommt ein vielleicht zwölfjähriger Steppke auf mich zugelaufen und fragt: „Entschuldigung. War das hier früher Osten oder Westen? Wissen Sie das zufällig?“

Was für eine Frage! Natürlich weiß ich das. Jeder Berliner weiß das. Dachte ich. Der Junge aber dürfte ungefähr 1995 geboren sein. Woher soll er das wissen? Hier ist die Mitte der Stadt, die Mauer verlief nur ein paar hundert Meter von hier. Es wäre ein bißchen viel verlangt, daß er als Nachgeborener den ganz genauen Verlauf der Berliner Mauer kennen sollte.

Erst am Vortag war ich mit meiner Freundin, die aus Kiew kommt, über den Wannsee geschippert. Mein Freund Florian (geboren 1976) hat nämlich ein Boot. Außerdem noch mit an Bord: die aus dem nordrussischen Archangelsk stammende Freundin meiner Freundin. Wir fuhren vom (West-Berliner) Wannsee aus nach Potsdam – und von dort zurück. Dabei haben wir natürlich die Glienicker Brücke passiert.

„Hier war früher die Westseite“, erklärte ich und zeigte auf das Jagdschloß Glienicke. „Und da die Ostseite.“ Fingerzeig auf Potsdam. Dann berichtete ich von den spektakulären Agentenaustauschen, die auf der Brücke zwischen KGB und CIA durchgeführt worden seien. Die Frauen fanden das sehr spannend.

Freund Florian meinte sehr passend, daß wir uns das damals nicht hätten träumen lassen, daß wir mal mit zwei Russinnen an Bord eines Segelbootes unter der Glienicker Brücke friedlich hindurchfahren könnten. Das brachte ihm einen bösen Blick meiner Freundin ein, die größten Wert darauf legt, als Ukrainerin bezeichnet zu werden und nicht als Russin.

Mich machte es sehr nachdenklich; wie schnell sich der Ost-West-Konflikt in Luft aufgelöst hat, der jahrzehntelang das Leben der Deutschen mitbestimmt hat. Der Schmerz der Teilung, die zerrissenen Familien, Bautzen, Todesstreifen, dann: Revolution, Mauerfall, Einheit.

Diese Dinge gingen mir wieder durch den Kopf, als ich am folgenden Tag eine kluge Antwort für den kleinen Jungen Unter den Linden ausdenken wollte.

Seine Kumpels hatten schon beinahe die Straße überquert, da antwortete ich kurz und knapp: „Das war hier früher Ost-Berlin.“ Weitere Erklärungen – überflüssig. Der Junge rief seinen Freunden zu „Ditt war hier Osten“ und rannte davon. Für die ist das alles, was uns noch heute das Herz hüpfen läßt, schon Steinzeit.

Skurriler Streit um Staatsoper

Stiftungschef Stefan Rosinski: Saalgestaltung erinnert nicht genug an den Holocaust



Soll „bonbonfarbener Tristesse“ weichen: Der Saal der Berliner Staatsoper.

Foto: laif

Von Patrick O'Brian

Selbst bei der Gestaltung, Planung oder Eröffnung von Gebäuden darf die Erinnerung an die NS-Verbrechen nicht fehlen: Als Angela Merkel ihre Rede zur Einweihung der neuen US-Botschaft am Brandenburger Tor hielt, da erwähnte sie – reichlich aus dem Zusammenhang gerissen – auch den Holocaust.

Ein Zug der Zeit: Kaum eine Debatte kommt, so scheint es, ohne Nazi-Bezug aus, auch keine architektonische. Dies erfuhren die Leser des Berliner „Tagesspiegels“, wo sich vor einem Monat Stefan Rosinski zu Wort meldete. Rosinski sagte, der jetzige Innenraum der Berliner Staatsoper erinnere nicht genug an den Holocaust. Und nicht nur das. Der Raum knüpfe, so wie er jetzt sei, an den „preußischen Aufbruch zum Weltreich“ an.

Was hat die Inneneinrichtung eines Opernraums mit dem Nationalsozialismus zu tun? Und wann hatte Preußen ein Weltreich? Jeder halbwegs historisch Bewanderte faßt sich beim Lesen solcher Zeilen an den Kopf und fragt sich, wie jemand auf solch krude Gedanken kommt. Der „Tagesspiegel“-Artikel ließe sich als skurrile Einzelmeinung ad acta legen, wenn Stefan Rosinski nicht der Berliner Opernchef selbst wäre. Er ist Generaldirektor der Opernstiftung, zu der auch die anderen beiden Häuser (Komische Oper, Deutsche Oper) gehören. Das heißt: Rosinski kommandiert tatsächlich Truppen herum. Um die Staatsoper jetzt nach seinen Wünschen umbauen zu können, hat er zu seiner stärksten Waffe gegriffen – dem Holocaust-Argument und der offenen Preußenfeindlichkeit.

Worum aber geht es wirklich bei der Renovierung des geschichtsträchtigen Hauses? Das Unter den Linden gelegene Gebäude muß dringend saniert werden. Es ist das älteste Opernhaus, geht zurück auf den königlichen Architekten Georg Wenzelslaus von Knobelsdorff, der überwiegend für Friedrich den Großen tätig war. 1743 wurde der elegante Bau fertiggestellt.

1843 brannte er bis auf die Grundmauern nieder. Es folgte der Wiederaufbau. 1924 bis 1928 wurde das Haus stark modernisiert. Im Zweiten Weltkrieg war die Staatsoper eines der ersten Bombenopfer, wurde völlig zerstört. 1941/42 wurde sie zwar wieder aufgebaut. Doch nur, um gleich darauf abermals durch Bombeneinschlag zertrümmert zu werden.

Dann endlich Frieden. Die SED-Führung machte Mittel für den Wiederaufbau dieses friderizianischen Schmuckstücks frei, während sie andere Häuser in der näheren Umgebung (so das Stadtschloß und Schinkels Bauakademie) gänzlich planieren ließ. Der Architekt Richard Paulick ließ das Gebäude weitgehend in seiner klassischen Form wiedererrichten. Bei der Einweihung 1955 wurde die preußische Inschrift „Fridericus Rex Apolloni et Musis“ (König Friedrich dem Apoll und den Musen) jedoch entfernt.

Während der Teilung Berlins entwickelte sich die Staatsoper zu einem Ost-Berliner Publikumsmagneten. Schon vor dem Mauerfall waren hochrangige Offiziere der Westalliierten gern zu Gast in dem repräsentativen Opernhaus im Herzen der Stadt. Wer seinem Mädchen in den 70er, 80er Jahren etwas Spektakuläres bieten wollte, der fuhr mit ihm in die Staatsoper nach Ost-Berlin. Von der Revolution 1989 profitierte das Haus mit nur 1400 Plätzen dann noch einmal. Seitdem zieht es nicht nur Berliner an, auch viele Touristen kommen wegen der Staatsoper eigens in die Stadt.

Nun also soll das Haus renoviert werden. Es gibt einen Entwurf, der Abschied nimmt von dem alten, noch immer preußisch anmutenden Innenraum. Ein neuer, moderner Raum solle Sicht- und Akustikprobleme beseitigen, behauptet Architekt Klaus Roth, der den Entwurf eingereicht hat. Als „Bonbonfarbene Tristesse aus Beton und Edelstahl“ verwerfen hingegen konservative Kritiker seinen Entwurf.

Eine Umfrage stärkt ihnen den Rükken. 86 Prozent der Berliner sprechen sich demnach für den Erhalt des bestehenden Opernsaals mit den historischen Anklängen aus. Auch der Verein der Opernfreunde ist vehement für die Beibehaltung der klassischen Gestaltung.

Auf der anderen Seite stehen der Generalmusikdirektor der Staatsoper Daniel Barenboim und eine Jury, die den Roth-Plan mit dem ersten Platz ausgezeichnet hat. Eine endgültige Entscheidung ist damit jedoch noch nicht getroffen. Auch die Senatsbaudirektorin Regula Lüscher sagt, diese Jury-Entscheidung sei nicht das letzte Wort. Das kommt wohl vom Regierenden Bürgermeister persönlich, der Opern-Angelegenheiten gern zur Chefsache macht.

Freitag nächster Woche fährt Klaus Wowereit in den Urlaub. Vorher wird er sich festlegen – das hat er angekündigt. Berlin wartet auf sein Urteil.

Ohne Bakschisch kein Bauantrag

Korruption grassiert vor allem bei unteren Dienststellen der Verwaltung – Mängel bei der Bekämpfung

Von Harald Fourier

Korruption fängt klein an. Sie beginnt mit einem Mitarbeiter der städtischen Verkehrsbetriebe, der einen Auftrag an einen Lieferanten erst vergibt, nachdem der ihm einen Präsentkorb zu Weihnachten überreicht hat. Der leitende Vertriebsmitarbeiter einer landeseigenen Telefongesellschaft, der ein Mobiltelefon geschenkt bekommt, ist schon eine Stufe weiter. Als Gegenleistung zahlt er Händlern höhere Provisionen aus. Zum indirekten Schaden seiner Firma – und damit des Steuerzahlers – versteht sich.

In der Endphase der Korruption geht es dann um Bares. Ein Lieferant, der bei einem großen Sportfest exklusiv seine Ware anbieten darf (womit er Millionen verdient), schmiert die zuständigen Beamten mit sage und schreibe einer Million Euro.

Das alles passiert nicht in irgendeiner Bananenrepublik, sondern angeblich mitten in Berlin – wenn man den Gerüchten glauben darf, die in der Stadt kursieren.

Im Kampf gegen die Korruption plant Gisela von der Aue (SPD) eine Internetplattform, bei der jeder anonym Hinweise abgeben kann. Der Senat solle ein entsprechendes Pilotprojekt starten, so die Justizsenatorin, zu deren Amtsbereich die Korruptionsbekämpfung gehört.

Zur Zeit können Hinweise unter (030) 90 15 27 24 auf ein Band gesprochen werden. Aber wer macht das schon? Dieser Anrufbeantworter werde kaum angerufen, heißt es aus Justizkreisen. Also soll eine Internetseite her, auf der Nachrichten hinterlegt werden können.

Dies werde die Hemmschwelle senken, mutmaßt Gisela von der Aue. Auch der Leiter der Korruptionsabteilung der Berliner Staatsanwaltschaft, Hans Fätkinhäuer, ist dafür. Der oberste Datenschützer dagegen warnt, dies fördere das Denunziantentum.

Vor allem die Bezirke sind gefragt. Es wird nämlich angenommen, daß ein Großteil der alltäglichen Bestechung in den Verwaltungen der Kommunen stattfindet und nicht beim Senat und seinen Behörden.

Auf dem Bauamt, beim Sozialoder Gewerbeamt wandere, so heißt es, schneller mal ein Geldschein als Gegenleistung für einen Stempel oder eine Information über den Tresen als in den Landesbehörden.

Deswegen haben inzwischen alle zwölf Bezirke Antikorruptionsbeauftragte. Die Lage ist aber nicht überall die gleiche. In vier Bezirken gibt es Mängel bei der Korruptionsbekämpfung, sagt die Antikorruptions-Lobbygruppe „Transparency International“.

In Reinickendorf, Berlin-Mitte, Charlottenburg-Wilmersdorf und Steglitz-Zehlendorf existierten keine zentralen Prüfgruppen. Das bedeutet, es werden keine stichprobenartigen Prüfungen in den Ämtern durchgeführt. Transparency International: „Jeder Bezirk sollte über eine zentrale Prüfgruppe verfügen.“

Ausgerechnet Reinickendorf. Der Bezirk steht sowieso im Interesse der Öffentlichkeit. Es gibt seit Wochen Vorwürfe gegen die Bürgermeisterin Marlies Wanjura (CDU). Ihr Bezirk habe ohne Ausschreibung einen Auftrag für ein Straßenfest vergeben und von der gleichen Firma eine Geldspende erhalten.

Wohl gemerkt: Das Geld ging nicht an die Bürgermeisterin persönlich, sondern an den Bezirk. Sie hat sich also nicht bereichert. Trotzdem ist der Vorgang merkwürdig. Zudem seien Unterlagen schlampig geführt worden, heißt es. Spendenquittungen ließen sich schwer zuordnen.

Gegen die Kommunalpolitikerin läuft inzwischen ein Disziplinarverfahren. Sie mußte die Verantwortung fürs Spendensammeln abgeben. Frau Wanjura reagiert dünnhäutig. Als sie vor zwei Wochen bei der FDP-nahen Friedrich-Naumann-Stiftung einen lange geplanten Vortrag über Korruptionsbekämpfung halten sollte, sagte die Bezirksbürgermeisterin kurzfristig „aus persönlichen Gründen“ ab. Es scheint, als gingen ihr die jüngsten Presseveröffentlichungen an die Nieren.

Als besonders anfällig für Korruption gilt seit jeher die Baubranche. Beamte erteilen Genehmigungen und halten gleichzeitig die Hand auf. Im Gedächtnis der Berliner haftengeblieben sind die Antes-Affäre aus den 80er Jahren und der Skandal um die Bankgesellschaft Berlin. In letzterem Fall erteilte der Bankenchef Klaus Rüdiger Landowsky (CDU) Kredite einer landeseigenen Bank an das ruinöse Unternehmen zweier Parteifreunde, die fast zeitgleich eine Barspende bei dem Parteipolitiker Klaus Rüdiger Landowsky ablieferten.

Als diese und andere Fakten aufflogen, endete die zwei Jahrzehnte dauernde CDU-Herrschaft in der Stadt. So gesehen haben die Korruption und ihre Bekämpfung eine erhebliche politische Durchschlagskraft.

Buschkowsky soll schweigen

SPD und Linkspartei haben gemeinsam einen Auftritt des Bezirksbürgermeisters von Neukölln, Heinz Buschkowsky, vor dem Innenausschuß des Berliner Abgeordnetenhauses verhindert. Buschkowsky, selbst SPD-Mann, sollte dort auf Antrag von CDU, FDP und Grünen über eine Reise nach London und Rotterdam berichten, wo er sich über neue Wege in der Integrationspolitik informiert hatte.

Die rot-rote Rathauskoalition ist über die kritische Haltung, die Buschkowsky zu ihrer Ausländerpolitik einnimmt, seit längerem verärgert. Der Bezirksbürgermeister warnt seit Jahren vor einer Verklärung von Multikulti.

Buschkowsky zeigte sich empört über die Ablehnung, ihn berichten zu lassen, und sprach von „Wirklichkeitsverweigerung“ in der Landespolitik. In seinem Stadtteil seien 90 Prozent der Intensivtäter Migranten. Durch den massiven Zustrom von Roma und Sinti aus Rumänien sei es in jüngster Zeit zu „Verwerfungen“ gekommen. *H.H.*

Zeitzeugen



Dschingis Khan – Der unumstritten berühmteste Mongole der Geschichte einte als erster Großkhan (1206–1227) die verfeindeten Stämme und schuf ein Reich, das größer war als das heutige Rußland. Er erließ ein schriftliches Gesetzeswerk, seine Heere stießen im Osten über Peking bis ans Japanische Meer, im Westen bis in die Ukraine vor. Dschingis gründete die Stadt Karakorum.

Kublai Khan – Dschingis' Enkel Kublai (1215–1294) setzte sich als Großkhan durch und wurde 1271 auch Kaiser von China, was er bis zum Tode blieb. Er führte den Buddhismus als Staatsreligion der Mongolen ein, unter ihm wurde das Reich zum größten der Weltgeschichte. Seine Regentschaft war geprägt vom Zwist zwischen Traditionalisten und Reformern wie Kublai, der sich der zivilisatorisch überlegenen Kultur Chinas öffnete. In seine Zeit fällt die legendäre Expedition von Marco Polo.



Damdin Süchbaatar – Süchbaatar (1893–1923) gilt als Anführer der „mongolischen Revolution", die aus dem Land eine bolschewistische Diktatur machte. Er vertrieb mit sowjetrussischer Hilfe Chinesen und den Weißgardisten-Offizier Robert von Ungern-Sternberg, der 1921 einen unabhängigen mogolischen Staat ausgerufen hatte.

Galsan Tschinag – Der 1944 geborene Literat aus der West-Mongolei studierte von 1962 bis 1968 Germanistik in Leipzig. Zurück in der Heimat machte er sich weltweit einen Namen als deutschsprachiger Schriftsteller. Seine Zulassung als Deutschlehrer nahmen ihm die regierenden mongolischen Kommunisten 1976 wegen „politischer Unzuverlässigkeit" weg.



Charles Bronson – Der US-Schauspieler (1921–2003), der eigentlich Charles Dennis Buchinsky hieß, wurde ab den späten 60er Jahren als Action-Darsteller berühmt. Bronson stammt von den sogenannten „Lipka-Tataren" ab, einem muslimischen Volk von Turko-Mongolen, das im 14. Jahrhundert mit der Goldenen Horde nach Litauen (tatarisch: Lipka) und Polen gelangt war und dort seßhaft wurde. Heute gibt es hier noch etwa 5000 Lipka-Tataren.

Von Gewalt geschockt

Weder Regierung noch Opposition vermuteten so viel Unmut bei den Mongolen

Von Albrecht Rothacher

Es kommt nicht alle Tage vor, daß eine Parteizentrale der Wendekommunisten verwüstet und angezündet wird. So geschehen in Ulan Bator am 1. Juli. Doch war die Aktion völlig ungeplant. Es ist auch nicht der Auftakt zu einer Farbenrevolution gegen die Herrschaft der exkommunistischen Mongolischen Revolutionären Volkspartei (MRVP). Begonnen hatte alles als friedlicher Protestzug der bürgerlich-liberalen Demokratischen Partei (DP) gegen Unregelmäßigkeiten bei der Auszählung der Parlamentswahl vom 29. Mai in zwei Bezirken der Stadt. Ihr Vorsitzender Elbegdorj warf der Regierungspartei Wahlfälschung und Wahlbetrug vor. In den Umfragen hatten beide Parteien – so wie schon bei der letzten Wahl 2004 – Kopf an Kopf gelegen. Jetzt errang die MRVP mit 47 von 76 Sitzen im Großen Hural plötzlich einen Erdrutschsieg, während die DP mit nur 26 Mandaten einflußlos wurde. Am Wahltag selbst war alles ruhig gewesen. Die 80 internationalen Beobachter hatten keinerlei Unregelmäßigkeiten bemerkt, sieht man einmal von 111 000 Namen ab, die in den Wählerlisten im Vergleich zu den Einwohnermelderegistern zuviel auftauchten.

Den Parteiaktivisten schlossen sich auf dem Marsch zum zentralen Platz der Innenstadt viele Bewohner der Vorstadtslums an. Dort wohnen in endlosen Jurtensiedlungen Bauern, die ihre Herden verloren haben, städtische Tagelöhner und Arbeitslose. Viele der Jugendlichen sind betrunken und auf der Suche nach einem Nervenkitzel. Die Menge wächst bald auf 8000 an. So gerät die Demonstration, bei der sich die Miliz zunächst sehr zurückhält, schnell außer Kontrolle. Der Volkszorn auf die korrupten, betrügerischen Ex-Kommunisten, die gerade in der Hauptstadt besonders unbeliebt sind, wo ihre großen Geländewagen und neuen Villenviertel unübersehbar sind, entlädt sich in Steinwürfen auf das Parteigebäude. Der Außenzaun wird niedergerissen. Wagen gehen in Flammen auf. Brandsätze werden ins Innere der fünfstöckigen Parteizentrale geworfen, die schließlich völlig ausbrennt. Als die Miliz mit Schlagstöcken, Gummigeschossen und Tränengas eingreift, weichen die Demonstranten aus und plündern die Läden der Innenstadt, aber auch die Nationalgalerie, das Philharmonische Orchester, den Kulturpalast, die Einwanderungsbehörde und das Haus der Architekten, die auch teilweise schwere Brandschäden davontragen. Es bleiben fünf Tote, 329 Verletzte, darunter 108 Polizisten, und 700 Verhaftete.

Präsident Enbakhbayar (MRVP) rief darauf einen viertägigen Ausnahmezustand aus, mit nächtlichen Ausgangssperren, Alkoholverbot, Verkehrssperren in der Hauptstadt und einem Sendeverbot aller Privatsender. Über alle Ereignisse berichtet nur noch das Staatsfernsehen. Panzerwagen riegeln die Hauptstraßen ab. Es herrscht wieder Ruhe.

Geschockt von dem plötzlichen Ausbruch der Gewalt riefen sowohl Regierung wie Opposition zur Ruhe und zu friedlichen Verhandlungen auf. Eine Farbenrevolution sieht anders aus. Ohnehin hat sich in der Mongolei trotz aller Unzulänglichkeiten seit dem Sturz der 70jährigen kommunistischen Herrschaft 1991 ein demokratisches System mit wechselnden Regierungen und einer freien Presse etabliert. Allerdings sind die sozialen Spannungen zwischen der verarmten Bevölkerungsmehrheit und den wenigen Profiteuren des Rohstoffbooms enorm.

So schlummern unter dem mongolischen Steppenboden gewaltige, meist unerschlossene Reserven an Kupfer, Gold, Uran, Kohle, Molybdän, Eisenerz, Phosphor und Zink. Die Kohle- und Kupfervorkommen zählen mit geschätzten 150 beziehungsweise 30 Millionen Tonnen zu den größten der Welt. Schon jetzt wird 50 Prozent der mongolischen Wirtschaftsleistung von dem riesigen Kupferwerk Erdenet erzeugt. Doch blockieren Begehrlichkeiten der Politiker und die Angst der Bevölkerung vor dem Ausverkauf ihrer Bodenschätze mit ständig sich ändernden Beteiligungsforderungen und Steuersätzen die Erschließung jenes Reichtums, die von Planungssicherheit für den Großinvestor abhängt. So verhandeln die kanadischen Ivanhoe Mines und die argentinische Rio Tinto seit vier Jahren über die Beteiligungsbedingungen ihrer geplanten drei Milliarden US-Dollar teuren Erschließung der Kupfer- und Goldvorkommen von Oyu Tolgoi, des Türkis-Berges in der Wüste Gobi. Sein Betrieb allein würde das Volkseinkommen der Mongolei um ein Drittel steigern. Die Investoren sind bereit, dem Staat 34 Prozent der Anteile abzutreten. Die MRVP ist einverstanden. Die Opposition will mehr. Seit den Wahlen steigen deshalb die Aktien der Betreiber. Über eine klare Regierungsmehrheit freuen sich auch BHP Billiton und Peabody Energy, die ein zwei Milliarden US-Dollar teures Kohlebergwerk erschließen wollen, sowie der Rest jener Handvoll hartgesottener internationaler Bergbaugesellschaften, die in der Mongolei prospektieren. Für sie brachten die Scherben Glück.



Zerstörte Parteizentrale: Mongolische Revolutionäre Volkspartei im Visier Foto: pa

Die UdSSR griff nach der Mongolei

Die Gründung der modernen Mongolei war gekennzeichnet vom Epochenwechsel in der Geschichte seiner beiden großen Nachbarn, China und Rußland, Anfang des 20. Jahrhunderts. Dabei gelang es letztlich den Sowjetrussen, die Mongolei 1921 weitgehend unter ihre Kontrolle zu bringen. Die 1924 ausgerufene Mongolische Volksrepublik war der erste „Satellitenstaat" der Sowjetunion.

Nach der russischen Oktoberrevolution 1917 stand Sibirien unter der Kontrolle antikommunistischer „Weißgardisten", die sich unter ihrem dortigen Anführer Semjonow jedoch gegen die Hauptstreitkraft der Weißen stellten und für einen eigenen fernöstlichen Staat kämpften.

Unter ihnen war der baltendeutsche Offizier Robert von Ungern-Sternberg (1886–1921),

Auch die Chinesen hatten ein Auge auf Ulan-Bator geworfen

der sich 1920 von Semjonow trennte und als eigener Kriegsherr etablierte. Ungern-Sternberg marschierte in die seit 1919 von chinesischen Truppen besetzte Mongolei ein und vertrieb die Chinesen aus Ulan-Bator.

Am 21. März 1921 wurde auf seine Initiative hin die Mongolei als souveräne Monarchie ausgerufen, mit einem hohen mongolischen Geistlichen als religiösem und ihm, Ungern-Sternberg, als politischem Oberhaupt. Die buddhistischen Lamas unterstützten den neuen Staat.

Kurz darauf griff der mongolische Kommunistenführer Damdin Süchbaatar an, der mit sowjetrussischer Hilfe Ungern-Sternberg bezwingen konnte, woraufhin dieser von der Tscheka hingerichtet wurde.

Nun begann die jahrzehntelange Dominanz der Sowjetunion über das Steppenland, mit allen Schattenseiten: 1937 und 1938 etwa wurden 38 000 Mongolen, beinahe die Hälfte buddhistische Mönche, im Zuge der stalinistischen Säuberungen ermordet, fast alle Klöster zerstört.

1992 fanden schließlich die ersten freien Wahlen statt, aus denen die „Reformkommunisten" als Sieger hervorgingen. 1996 folgte die „Demokratische Partei"; ab 2004 regieren beide Parteien in Großer Koalition. Seit der Demokratisierung wurden die Beziehungen zu China, vor allem auf wirtschaftlichem Gebiet, wieder enger. *H.H.*

Die Eroberer wurden geschluckt

Die Mongolen besetzten China und mußten schließlich ihre Unabhängigkeit von Peking erkämpfen

Von Manuel Ruoff

Die mongolische Geschichte ist geprägt von Aggressivität. Die Mongolen waren es gewohnt, ihren Bevölkerungsüberschuß immer wieder in Form von kriegerischer Expansion nach dem Westen, aber auch nach China abzugeben. Im Mittelalter gelang es dann Dschingis Khan, die mongolischen Stämme unter sich zu einen und mit Hilfe einer überlegenen Kriegsführung für Jahrhunderte ein Weltreich zu errichten, das auf seinem Höhepunkt von Mitteleuropa bis in den Fernen Osten reichte. Die enormen Erfolge der Mongolen in China führten zu einer paradoxen Situation. Die Eroberer schluckten nicht, sondern wurden geschluckt. Die Mongolei war zu klein und China zu groß, als daß die Mongolei China hätte vereinnahmen können. Stattdessen wurde die Mongolei von China vereinnahmt. Dieses wird auch darin offenkundig, daß Dschingis Khans Enkel Kublai Khan seine Hauptstadt im Jahre 1272 vom mongolischen Karakorum ins chinesische Peking verlegte. Im mongolischen Weltreich wurde die eigentliche Mongolei zu einem Nebenland. Die Mongolei wurde nun von China aus regiert.

Doch war vorerst wenigstens noch das Herrscherhaus mongolisch. Das änderte sich, als 1368 die mongolische Yüan- durch die chinesische Ming-Dynastie abgelöst wurde. Die Versuche der Mongolen, ihr ehemaliges Imperium zurückzugewinnen, scheiterten. Sie blieben noch nicht einmal Herr im eigenen Haus, in der Mongolei.

Im Jahre 1644 wurde die chinesische Ming-Dynastie ihrerseits durch die mandschurische Qing-Dynastie abgelöst, welche mit der mongolischen Yüan-Dynastie gemein hatte, daß sie ebenfalls nicht chinesisch war. Der Mandschu-Dynastie standen die Mongolen nicht so feindselig gegenüber wie der vorausgegangenen chinesischen. Vielmehr empfanden sie sich als Verbündete der Mandschu. Sie arrangierten sich mit der Herrschaft der Qing-Dynastie. Sie erleichterten sich die Anerkennung der Herrschaft Pekings dadurch, daß sie den dortigen Mandschu-Herrscher nicht etwa in seiner Funktion als Kaiser von China als ihr Oberhaupt anerkannten, sondern in der ihm von ihnen unterstellten Funktion als ihr Groß-Khan.

Diese von den Mongolen unterstellte Personalunion endete 1911 mit dem Ende der Mandschu-Dynastie. Am 28. September wurde der buddhistischen Lama Dschebtsandampa mit Erfolg unter dem Titel Bogd Gegeen als neues Staatsoberhaupt der Mongolei nominiert. Im Gegensatz zu den Mongolen betrachteten die Chinesen zwar die Mongolei als einen integralen Bestandteil ihres Reiches, doch hatten die Mongolen einen mächtigen Verbündeten. Im Jahre 1688 hatte Rußland zwar im Vertrag von Nertschinsk die Zugehörigkeit der Mongolei zum Mandschu-Reich anerkannt, doch hinderte das Rußland nicht, nun die Mongolen im eigenen Machtkampf mit dem Chinesen zu instrumentalisieren. Diese Verlockung war um so größer, als nach der russischen Oktoberrevolution zum traditionellen Gegensatz zwischen den beiden großen Nachbarn der Mongolen auch noch ein Systemgegensatz hinzukam.

Mit russischer Hilfe wurde die Mongolei schließlich formal unabhängig, was sie bis heute ist. Diese Aussage gilt allerdings nur für die Äußere Mongolei. Die Innere Mongolei war bereits zu stark sinisiert und wird bis zum heutigen Tage von Peking aus regiert.

Merkel kann nur verlieren

In der Union begehren die ersten gegen die Kanzlerin auf – Ihre Profillosigkeit bietet Angriffsfläche

Von Hans Heckel

Es ist nicht lange her, da spielte jeder führende Unionspolitiker mit seinem politischen Leben, wenn er öffentlich etwas gegen die Kanzlerin und CDU-Chefin Angela Merkel sagte. Zunächst belächelt, verschaffte sich die Parteivorsitzende Schritt um Schritt eine scheinbar unangreifbare Position, aus der heraus sie die Union in strenger Zucht zu beherrschen schien. Sogar die sonst so selbstbewußte und noch für jeden CDU-Kanzler unbequeme CSU war nach dem zähen Übergang von Edmund Stoiber zum Duo Beckstein / Huber mit sich selbst beschäftigt.

In jüngster Zeit mehren sich indes die Zeichen für einen Gezeitenwechsel in der Union. NRW-Ministerpräsident Jürgen Rüttgers tritt immer ungenierter als Rivale der Kanzlerin hervor. Erfolgreich legt sich der Chef des größten CDU-Landesverbandes etwas zu, was der Kanzlerin selbst in den Augen vieler Unionsanhänger schmerzlich abgeht: ein greifbares Profil. Der einstige Forschungsminister von Helmut Kohl empfiehlt sich als die sozialpolitische Antwort auf die linkspopulistischen Attacken aus dem Hause Gysi / Lafontaine und gleichzeitig als soziale Alternative zur SPD.

Die Kanzlerin dagegen hat sichtbare Schwierigkeiten, mit ihrer Doppelrolle als CDU-Vorsitzende und Chefin einer Großen Koalition zurechtzukommen: Wie zuletzt beim G8-Gipfel in Japan vertritt sie als Kanzlerin den Atomausstieg, fügt jedoch stets hinzu, daß sie „als Privatperson“ für die Kernkraft sei. Auch Merkels „Klimapolitik“ bleibt unscharf. Vollmundigen Erklärungen zum sogenannten Klimaschutz folgen kaum greifbare Initiativen. Sachpolitisch mag das die Klimaskeptiker, die im Klimaschutz kaum mehr als Angstmache und Abzocke sehen, sogar beruhigen. Doch für die Erkennbarkeit einer Kanzlerlinie ist die Diskrepanz zwischen Worten und Taten keineswegs hilfreich.

In der Türkeipolitik setzt sich das Bäumchen-wechsle-dich-Spiel fort: Als Kanzlerin vertritt Angela Merkel die Fortführung der EU-Beitrittsverhandlungen, als CDU-Vorsitzende tritt sie dagegen für eine „privilegierte Partnerschaft“ der Türken mit der EU ein – als Alternative zum Beitritt.

In ihrer Mittlerrolle zwischen Partei und Koalition droht sich die Regierungschefin im Ungefähren zu verheddern, was innerparteiliche Gegenspieler wie Jürgen Rüttgers, der sich unübersehbar in Position bringt für eine Nach-Merkel-Ära, für sich zu nutzen wissen.

Dabei spielt ihnen die Zeit in die Hände: Die CSU suchte lange händeringend nach Themen, mit denen sie eine heraufziehende Katastrophe bei der Bayernwahl abwenden könnte, und fand die Pendlerpauschale. Mit dem verzweifelten Mut des Ertrinkenden weisen die Christsozialen nun nicht allein jeden Führungsanspruch der Kanzlerin brüsk zurück. Sie suchen geradezu die Konfrontation, um sich von der in Umfragen dahindümpelnden Partei Angela Merkels abzusetzen. Merkel vermag dagegen nichts aufzubringen als ein lustloses, monotones Beharren auf dem Status quo.

Die Bayernunion führt auf diese Weise aller Welt die mangelnde Durchsetzungskraft der CDU-Chefin vor – nicht nur den Wählern, sondern auch der CDU-Basis und dem gesamten Mittelbau der Partei. Was nicht ohne Folgen bleibt: CSU-Chef Erwin Huber jubelt in der „Frankfurter Allgemeinen“, daß er eine „wachsende Zustimmung aus fast allen CDU-Landesverbänden und der Bundestagsfraktion“ für die Wiedereinführung der alten Pendlerpauschale registriere.



Unzufrieden: Jürgen Rüttgers übt immer öfter Kritik an der Ausrichtung der von Merkel geführten CDU. Foto: ddp

Mit anderen Worten: Der CSU-Chef ist nicht nur der Meinung, er hofft sogar – und das öffentlich –, daß sich die CDU-Vorsitzende in einer für viele Deutsche wichtigen politischen Frage isoliert. Und, daß sie am Ende eine saftige Niederlage einfahren werde und nachgeben müsse.

Das Dilemma für Merkel besteht darin, daß sie in dieser zentral gewordenen Frage eigentlich nur verlieren kann. Gibt sie nach, werden das ihre Rivalen, allen voran Jürgen Rüttgers, als erste gewonnene Schlacht verbuchen und erst recht zum Sturm blasen. Verharrt sie indes bei ihrer Ablehnung, wäre die Schuldige für die praktisch unvermeidlichen Einbußen der CSU bei der Landtagswahl schnell gefunden: Angela Merkel.

Von der Bayernwahl bis zu den nächsten Bundestagswahlen sind es nur kurze zwölf Monate. Für viele Unionsabgeordnete im Bundestag Anlaß genug, sich langsam Sorgen zu machen um ihren Wiedereinzug ins Parlament. Aufgescheucht von einem Rückschlag in Bayern und ermutigt von der daraufhin weiter anschwellenden Merkel-Kritik prominenter Unionspolitiker dürfte da so mancher aus der Deckung kommen, der bislang aus Furcht vor dem langen Arm der Vorsitzenden lieber schwieg.

Der vom Druck der Linkspartei und verheerenden Umfragewerten gebeutelten SPD verspricht eine solche Führungskrise in der Union eine Verschnaufpause. Die Sozialdemokraten könnten den Spieß sogar teilweise umdrehen: Ebenso wie die Union sie jagte mit der unablässigen Forderung nach Klärung ihres Verhältnisses zur Linkspartei, bietet jedes innerparteiliche Gerangel in der Union der SPD die Chance, den Koalitionspartner mit der Frage zu peinigen, wer in der Union denn nun die Richtung vorgebe – die Kanzlerin, Herr Rüttgers, die CSU oder wer?

Vorerst jedoch brauchen Kurt Beck und die Seinen nur schweigend zu genießen. Das Aufbegehren in der Union gegen Angela Merkel lenkt die Aufmerksamkeit der Medien automatisch weg von den weiterbestehenden Ungereimtheiten und bedenklichen Entwicklungen bei den Sozialdemokraten hin zum Koalitionspartner.

MELDUNGEN

Die Mehrheit ist für Sterbehilfe

Berlin – Die Mehrheit der Deutschen befürwortet aktive Sterbehilfe: 55 Prozent wünschen sich, daß jeder einzelne entscheiden kann, ob und mit wessen Hilfe er sein Leben beenden möchte. 30 Prozent meinen, daß Sterbehilfe einem Arzt vorbehalten sein sollte. Das ergab eine Umfrage des Meinungsforschungsinstituts Emnid im Auftrag des Fernsehsenders N24. Danach finden nur 13 Prozent ein gesetzliches Verbot der aktiven Sterbehilfe gut, wie es derzeit besteht. Eine deutliche Mehrheit ist auch für eine verbindliche Patientenverfügung. 68 Prozent plädieren dafür, daß der einzelne für Ärzte und Verwandte festlegen kann, wie er ärztlich versorgt werden möchte, wenn er im Krankheitsfall nicht mehr selbst entscheiden kann. *idea*

»Halbherzige Treuezusage«

Stuttgart – Paare können sich aufgrund einer Gesetzesänderung künftig kirchlich trauen lassen, ohne vorher zum Standesamt gegangen zu sein. Doch diese Möglichkeit stößt bei der Deutschen Evangelischen Allianz auf Kritik. „Das lebenslange Ehe- und Treueversprechen, das gerade aus christlicher Sicht unabdingbar für eine Eheschließung ist, wird weitgehend der Substanz beraubt, wenn es nicht mehr rechtlich, sondern ‚nur‘ noch ‚moralisch‘ bindend ist“, sagte Allianz-Generalsekretär Hartmut Steeb. Wer nicht bereit sei, die rechtlichen Konsequenzen einer Eheschließung einzugehen, dem könne die Kirche auch die Zusage des Segens Gottes für eine solche „halbherzige Treuezusage“ nicht zusprechen. Im Blick auf Rentner, die bei standesamtlicher Eheschließung Rentenansprüche verlieren können, müßten Kirchen darauf drängen, daß es durch eine Heirat nicht zu materiellen Nachteilen komme. *idea*

Ost-Deutsch (74):

Schund

Von Wolf Oschlies

Inzwischen haben viele mazedonische Städte eigene Songfestivals, aber das älteste ist immer noch das beste. 1985 als „Song-Fest“ im ostmazedonischen Valandovo gestartet, bringt es Jahr für Jahr neue Lieder im alten Stil heraus, von denen nicht wenige sehr populär wurden. Jedoch nicht bei den Puristen der Volksmusik, für die das „makedonski schund“ ist. Dieses deutsche Wort kennen auch andere Südslawen, die es für alles Minderwertige in Literatur, Kunst, Medien, Waren und vieles mehr anwenden.

Der „Schund“ entstand im 16. Jahrhundert als Substantivierung des Verbs „schinden“ und bezeichnete zunächst alle Arten von Unrat und Abfall. Ab dem 18. Jahrhundert wurde er ein Begriff für schlechte Ware und vor allem für schlechte Literatur. Von 1926 bis 1935 galt in Deutschland ein „Schmutz- und Schundgesetz“, dessen Umsetzung durch „Prüfstellen für Schund- und Schmutzschriften“ beaufsichtigt wurde.

Solche Stellen bestehen bei unseren südöstlichen Nachbarn nicht, weil ihre Aufgabe Medien und Publikum übernommen haben: „Piramida je i dalje TV-sund“, giftete unlängst der Zagreber „Nacional“: Die Pyramide, ein Gewinnspiel, ist nach wie vor TV-Schund. Was typisch ist, befand die in Split erscheinende „Feral Tribune“, denn „Hrvati se odvajkada klanjaju sundu“ – Kroaten verneigen sich seit jeher vor Schund. Bei Serben bezeichnet das Wort mehr materielle Minderwertigkeit, etwa „krijumcarska sund-roba“ (geschmuggelte Schundware). Aber sie verdammen auch „sund-literatura“, also „knjige bez ikakve umetnicke vrednosti“ (Bücher ohne allen künstlerischen Wert). Ähnlich klagen die Mazedonier: „Mladite se pod silno vlijanie na muzickiot sund“ (Jugendliche stehen unter starkem Einfluß von musikalischem Schund).

Alle diese Verdammungen tragen eine Unsicherheit in sich: Wer bestimmt, was Schund ist? Serben zerbrechen sich den Kopf über die Abgrenzungen zwischen „uskost-neuskost, umetnost-kic, narodna muzika – sund muzika“ (Geschmack – Geschmacklosigkeit, Kunst – Kitsch, Volksmusik – Schundmusik). Und mazedonische Kritiker fragen, ob wirklich jeder Bestseller literarischer „sund“ sei. Es ist schon eine Schinderei, wahren Schund auszumachen, ohne jemanden zu beleidigen.

Trotz allem unterfinanziert

Was geschieht mit den Studiengebühren? Investitionen der Hochschulen überprüft

Von Rebecca Bellano

Kein Schimmer, wo das Geld bleibt“, titelte „Spiegel-Online“ salopp, als es um eine Studie zum Thema Verwendung von Studiengebühren ging. Der Hohenheimer Marketing-Professor Markus Veith hatte seine Studenten ausgeschickt, um andere Studenten zu befragen, wie sie zum Thema Studiengebühren stünden. 6000 Studenten an 54 Universitäten wurden interviewt. Im Gebührenkompaß, so der Name der Studie, ist nun nachzulesen, daß sich 85 Prozent der Studenten über die Verwendung der Studiengebühren schlecht unterrichtet fühlten. Insgesamt sei die Zustimmung der zahlenden Studenten inzwischen auf knapp 30 Prozent gesunken.

Doch gehen die Hochschulen wirklich so schlecht mit dem Geld ihrer Studenten um? Fragt man bei den Wissenschaftsministerien der Länder an, bekommt man wunderschön übersichtliche Informationsmaterialien, die ausweisen, in welche Bereiche die Einnahmen aus den Studiengebühren fließen. Von Einführungswochen für Studienanfänger über einen Demo-Operationssaal, Mathe-Labor, technische Ausstattung wie Computer, Beamer, Mikroskope hin zu einer besseren persönlichen Betreuung, zusätzlichen Exkursionen und längeren Öffnungszeiten der Bibliotheken; die Listen der getätigten Investitionen sind lang und zumeist auch im Internet für alle Interessierten nachlesbar. Selbst das dem Thema Studiengebühren kritisch gegenüberstehende Deutsche Studentenwerk konnte in einem Gutachten dem Land Nordrhein-Westfalen keinerlei mißbräuchliche Verwendung nachweisen. Zwar wünsche man sich eine zielgenauere und zeitnähere Verwendung, eine noch transparentere Dokumentation und eine höhere Beteiligung der Studierenden bei der Vergabe der Gelder, doch wirkliche Defizite konnte das Studentenwerk nicht aufdecken. Auf Anfrage der *PAZ* äußerte das Studentenwerk aber trotzdem seinen Unmut darüber, daß sechs Bundesländer, übrigens alle im vergleichsweise „reichen“ Westen, Studiengebühren erheben. Nachdem Rot-Rot-Grün in Hessen die Studiengebühren gekippt hat, verlangen noch Bayern, Baden-Württemberg, Nordrhein-Westfalen, das Saarland, Niedersachsen und Hamburg bis zu 500 Euro pro Semester von ihren Studenten. Das Studentenwerk bedauert es, daß es keine umfassende Studie gibt, die bundesländerübergreifend die Verwendung der Gebühren überprüft. Denn auch wenn die Länder die Gelder der Studenten in eine bessere Lehre investieren, so bleibt der Eindruck, daß sie hiervon Dinge anschaffen, die eigentlich selbstverständlich sein sollten. Internetfähige Computer, Beamer und Mikroskope sollten zur Standardausrüstung gehören. „Es kann nicht Aufgabe der Studierenden sein, die Unterfinanzierung der Hochschulen zu beheben“, kritisiert Stefan Grob, Pressesprecher beim Studentenwerk. Außerdem müßte untersucht werden, in welche Studiengänge das Geld fließt. Es könne nicht sein, daß Geisteswissenschaftler die teurere Ausstattung von Ingenieurstudenten mitfinanzieren.

Keine mißbräuchliche Verwendung

Das „Aktionsbündnis gegen Studiengebühren“ (ABS) ist in seiner Kritik entschiedener. So hätte beispielsweise Nordrhein-Westfalen seine Zuwendungen eingefroren und würde die Differenz jetzt von den Studenten zahlen lassen. So ganz stimmt die Behauptung nicht, denn das bevölkerungsreichste Bundesland zahlte 2007 2,818 Milliarden Euro an seine Hochschulen und erhöhte 2008 auf 2,87 Milliarden Euro. Eine Stagnation trifft also nicht zu, allerdings ist die Erhöhung geringer als die Inflation. Selbst mit den Einnahmen aus Studiengebühren, 2007 waren es 250 Millionen Euro, wird die Inflation nicht ausgeglichen, demnach haben die Universitäten immer weniger Geld zur Verfügung, und das bei steigenden Studentenzahlen. Trotz Studiengebühren hat beispielsweise Bayern 2007 gegenüber dem Vorjahr die Zahl seiner Studenten um 1,4 Prozent erhöht. Doch während Bayern die Tatsache als Akzeptanz der Studiengebühren verkauft, erklärt das ABS diesen Zuwachs mit geburtenstarken Jahrgängen, die jetzt ins Studienalter kommen. Hochschulen in den neuen Bundesländern, in denen keine Gebühren erhoben würden, hätten Zuwachsraten bis in den zweistelligen Bereich. Aber, unterstellt das ABS, die „Bildungspolitik in Bayern und Baden-Württemberg zielt auf Abschottung“, will sagen, Studiengebühren sorgten für gewollte soziale Auslese.

Erhöhung geringer als Inflation

MELDUNGEN

Krise ohne Krisenstimmung

Wien – Mit den Worten „Meine sehr geehrten Damen und Herren. Es reicht“ kündigte ÖVP-Chef Wilhelm Molterer auf einer Pressekonferenz die Große Koalition in Österreich auf. Offizieller Auslöser war der Alleingang der SPÖ unter Führung des Kanzlers Alfred Gusenbauer in Sachen Volksabstimmungen über künftige EU-Verträge. Da die schwarz-rote Koalition aber seit Regierungsantritt vor 18 Monaten nie sonderlich gut zusammengearbeitet hat, reagieren beide Seiten erleichtert. Bei den Neuwahlen im September tritt Gusenbauer nicht mehr als Spitzenkandiat an.

Talibanisierung Pakistans

Lahore – In Pakistan sind radikal-islamische Kräfte auf dem Vormarsch. Sie arbeiten auf eine „Talibanisierung“ des Landes hin. Leidtragende dieser Entwicklung sind in erster Linie die Christen. Dies sagte der katholische Menschenrechtler Joseph Francis auf einer Pressekonferenz der Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte (IGFM). Nach seinen Angaben beschuldigen radikale Muslime Christen, Agenten des Westens zu sein und den Propheten Mohammed zu lästern. Die christliche Minderheit werde von der Polizei unzureichend geschützt und bei Gerichtsprozessen benachteiligt, so Francis, der die pakistanischen Menschenrechtsorganisation CLAAS leitet. Von September 2001 bis Juni 2008 wurden in Pakistan 45 Kirchen zerstört, 53 Christen ermordet und 275 Christen schwer verletzt. Francis berichtete, daß in einem Rüstungsbetrieb Arbeiter einen christlichen Kollegen bei lebendigem Leib verbrennen wollten. Er hatte sich geweigert, zum Islam überzutreten. Dem Firmenchef sei es in letzter Minute gelungen, die Polizei zu rufen und so das Leben des Christen zu retten. *idea*

Große Verschwörung aufgedeckt?

Der Kampf um die Macht in der Türkei entwickelt sich zum Polit-Krimi

Von Mariano Albrecht

Steht die Türkei vor einem Bürgerkrieg oder gar vor einem Militärputsch? Droht das Machtgefüge von Ministerpräsident Erdogan und seiner Regierungspartei, der islamischen Partei der Gerechtigkeit und Entwicklung (AKP), unter dem Ringen um die Macht im Staat zusammenzubrechen? Was passiert hinter den Kulissen des schwebenden Verbotsverfahrens gegen Erdogans AKP?

Ungefähr zur selben Zeit, als Generalstaatsanwalt Yalcinkaya sein Schlußplädoyer gegen die AKP hält, stürmen Spezialeinheiten der Polizei Dutzende Büros, Wohnungen und Militärkomplexe in Ankara und Istanbul. 21 Personen, unter ihnen zwei Ex-Generäle und der Leiter des Hauptstadtbüros der linksnationalen Tageszeitung „Cumhuriyet“ (Republik), werden verhaftet. Sie sollen Teil des kemalistisch-nationalistischen Verschwörer-Netzwerkes „Ergenekon“ sein, das angeblich das Ziel hat, die Erdogan-Regierung zu stürzen und einen kemalistischen türkischen Nationalstaat zu errichten.

Will Erdogan mit Verschwörungstheorien Stimmung gegen das drohende und sehr wahrscheinliche Verbot seiner Partei machen? Bereits seit einem Jahr geistert das Gespenst der Geheimorganisation „Ergenekon“ durch die türkischen Medien. Seit Januar dieses Jahres kam es zu mindestens 100 Festnahmen. Auch im März, im unmittelbaren zeitlichen Umfeld der Eröffnung des AKP-Verbotsverfahrens, schlugen die Ermittler zu. Trotz Nachrichtensperre sickerten Informationen über Todeslisten, Anschlagsplanungen und Waffenfunde durch.

„Ergenekon“ soll für den Mord an dem Journalisten Hrant Dink, den Priestermorden von Malatya und zahlreiche Anschläge verantwortlich sein, heißt es. In der vergangenen Woche wurden angeblich detailierte Putschpläne bei den Durchsuchungen gefunden. Spätestens im nächsten Jahr sollte die Regierung gestürzt werden, so türkische Medien. Daß die türkische Regierung unter enormem Druck steht, offenbart sich an den fieberhaften Bemühungen Erdogans, an der Neugründung einer Nachfolgepartei der AKP zu arbeiten. Das Urteil im Verbotsverfahren wird für August erwartet.

So kann der Aktionismus um die Enthüllung eines angeblich geplanten Staatsstreiches und die Ermittlungen im Fall von „Ergenekon“ bestenfalls als Verzweiflungsakt gesehen werden. Um bei frühestens im Herbst zu erwartenden Neuwahlen ein Klima gegen die die Atatürk-Prinzipien verfechtenden Kemalisten zu schüren, bedient sich Erdogan der in der Bevölkerung ohnehin vorhanden Abneigung gegen korrupte Strukturen aus Politik, Wirtschaft und organisiertem Verbrechen, die zweifelsfrei existieren.

Daß tatsächlich alle Personen, gegen die zur Zeit im Umfeld der nebulösen Geheimorganisation ermittelt wird, einer Verschwörergruppe angehören, bezweifeln selbst Experten. Sympathie verschaffen sich die AKP-Leute allein schon durch das konsequente Vorgehen gegen den sogenannten „Derin Devlet“, den „tiefen Staat“ oder auch Staat im Staate, dessen Bestandteil die „Ergenekon“-Strukturen offenbar sind. Zum ersten Mal wagt sich eine Regierung in der Türkei an das Netzwerk aus Militär und Wirtschaft. Doch es geht nicht allein um die Regierung. Vielmehr geht es um den Erhalt der wirtschaftlichen und politischen Macht im Hintergrund.

Vorgängerregierungen hatten sich mit den Nationalisten arrangiert, Erdogan strebt zu konsequent in Richtung EU. Ein Beitritt würde die konservativen Nationalisten schwächen, man könnte die Kontrolle über die Wirtschaft verlieren. Es geht also viel weniger um die Trennung von Religion und Staat als um den Erhalt von Machstrukturen.



Erdogan: Der Ministerpräsident sorgt sich um den Erhalt seiner Partei. Foto: Reuters

Ergenekon gestern und heute

Die Herkunft des Wortes Ergenekon ist ungeklärt. Es bezeichnet den türkischen Mythos vom neuen Erstarken des alttürkischen Volkes der Göktürken nach vernichtender Niederlage gegen das Chinesische Reich und andere nichttürkische Völker.

So sollen sich die Verbliebenen in ein fruchtbares Tal in den Bergen geflüchtet haben. Der Kämpfe müde, schmiedeten die Göktürken aus ihren Waffen ein eisernes Tor am Eingang des Tals. Geschützt vor allem Nichttürkischen gelangten sie zu neuer Kraft. Als dem Tal eine Überbevölkerung droht, beschließen sie gestärkt den Neuaufbau des türkischen Reiches. Sie schmieden aus dem eisernen Tor Waffen und verlassen das Tal, geführt von einem grauen Wolf.

Der graue Wolf wurde zum Wahrzeichen türkischer Nationalisten und zum Namen der rechtsnationalen Organisation „Graue Wölfe“.

„Ergenekon“ nennt sich auch die Geheimorganisation aus Kemalisten, Militärs und anderen Nationalisten, die mit allen Mitteln den Kemalismus zu verteidigen versuchen. Dabei arbeitet „Ergenekon“ mit Mitteln wie Unterwanderung, Zersetzung und Anschlägen. Die Wurzeln sollen nach verschiedenen Recherchen bis in die Strukturen des in den 50er Jahren gegründeten Gladio-Netzwerkes der Nato reichen.

Das andere Gesicht des Faruk Sen

Polemik des Leiters des Zentrums für Türkeistudien führte zu seiner Absetzung

Von Mariano Albrecht

Deutschlands Vorzeigetürke ein Nazi? Ein Holocaust-Leugner? Ein Antisemit? Faruk Sen, Leiter des Zentrums für Türkeistudien (ZfT) und Mitglied der SPD, hatte sich im Vokabular vergriffen. Irgendwie war eine Kolumne Sens in der türkischen Wirtschaftszeitung „Referans“ bis nach Deutschland durchgedrungen. Sen soll die Situation der Türken in Europa mit jener der Juden in der Zeit des Nationalsozialismus verglichen haben. Mit Blick auf die Diskriminierung von Minderheiten in der Türkei habe Faruk Sen gegen den Antisemitismus in der Türkei argumentieren wollen, etwa nach dem Motto: Seht, auch wir sind in Europa Opfer von Diskriminierungen. Und so bezeichnete er die europäischen Türken als die „neuen Juden“.

Ein für türkische Verhältnisse nicht unüblich heftiger Vergleich. In Deutschland allerdings stößt solche Wortwahl sofort auf scharfe Kritik. Der Vergleich hatte unmittelbare Konsequenzen: Ausgewechselte Schlösser in den Büros und Hausverbot für den ehemaligen Leiter des Zentrums für Türkeistudien Faruk Sen. War kurz nach Bekanntwerden der Veröffentlichung noch von einer Abmahnung die Rede, so wurde Sen dann doch vom Kuratorium der Stiftung gefeuert. Selbst der Zentralrat der Juden in Deutschland, bei dem sich Sen sofort entschuldigte, stellte sich vor Sen. Erfolglos. Der Gescholtene ist seinen Job los.

Türken in Europa seien die »neuen Juden«

Geht es wirklich nur um eine unglückliche Formulierung in einem Zeitungsartikel? Das ZfT ist eine Stiftung des Landes Nordrhein-Westfahlen, Vorsitzender des Stiftungskuratoriums ist Integrationsminister Armin Laschet (CDU). Auch Vertreter anderer Parteien sind vertreten. Bei Sens Rauswurf sind sich alle einig: Das Maß ist voll. War da noch mehr?

Allerdings. In der Stiftung trägt Sen den heimlichen Spitznamen „Fürst Faruk“, und so hat er sich bisweilen aufgeführt.

Der verbale Ausrutscher in der „Referans“ war nicht der erste. Trotzdem reagierten die NRW-Politiker und Finanziers des Zentrums in der Vergangenheit nicht.

Gab sich Sen in Deutschland ganz der Integration seiner nicht immer integrationswilligen Landsleute verpflichtet, so klang in türkischen Medien ein ganz anderer Ton an. Ob in der islamistischen Zeitung „Zaman“ (Zeit) oder der liberalen „Milliyet“ (Nation) – in der Heimat schlägt sich Sen auf die Seite der Nationalisten, stellte die „Süddeutsche Zeitung“ fest. Von antitürkischem Rassismus in der EU ist die Rede, Sen schaltet sich mit der Propaganda der türkischen Regierung in Ankara gleich. Der Grünen-Politiker Cem Özdemir bemerkte einst, daß er den Professor in türkischen Talk-Shows nicht wiedererkenne. Auch der ehemalige Botschafter der Bundesrepublik in Ankara, Hans-Joachim Vergau, warnte bereits vor zehn Jahren. Er schrieb an das Auswärtige Amt: „Die Botschaft hat seit langem immer wieder Belege geliefert, wonach Faruk Sen es darauf anlegt, gegenüber der türkischen Öffentlichkeit als Zeuge für deutsches Unrecht an Türken und deutsches Versagen bei der gesellschaftlichen Eingliederung dieser Minderheit Aufsehen zu erregen. Er versteht es, diese – oft in den Mantel scheinbarer Wissenschaftlichkeit gekleideten – Polemiken fast in der gesamten, ihm bereitwillig offenstehenden Presse- und Fernsehlandschaft innerhalb der Türkei deutlich sichtbar unterzubringen.“ Vergau machte deutlich, daß dies für die Botschaft nur schwer hinzunehmen sei.

Nordrhein-Westfalen wehrt sich

Doch die nordrhein-westfälische-Regierung unter Wolfgang Clement (SPD) ließ Sen unangetastet, obwohl es aus allen Richtungen Skandale hagelte.

Im Jahr 2001 forderte Sen die Deutschtürken auf, das Kindergeld, welches sie in Deutschland erhielten, in die Türkei zu überweisen, um den türkischen Staatshaushalt zu sanieren. Vom damaligen NRW-Minister für Arbeit und Soziales, Harald Schartau, wurden Gegner des SPD-Mitglieds Faruk Sen indes als „Querulanten“ beschimpft.

Erst im vergangenen Jahr stoppte NRW-Integrationsminister Armin Laschet (CDU) Sens Alleingänge. Der Landesrechnungshof hatte enorme Ausgaben für Symposien in türkischen Ferienzentren, ausschweifende Bewirtungen und Sens Gehalt von rund 8200 Euro monatlich, weit über vergleichbaren Bezügen im öffentlichen Dienst, beanstandet. Laschet stoppte die Fördergelder für das ZfT. Gegen derartigen jahrelangen Schlendrian im Umgang mit Sens fragwürdigen Machenschaften unter dem vermeintlichen Deckmantel der Integrationsarbeit mutet der Rauswurf des Leiters wie ein Befreiungsschlag durch das Stiftungskuratorium an.

Renten im Visier

Rumänien reagiert auf Entwicklung

Von Ernst Kulcsar

Mit dem 1. Juli 2008 wurden in Rumänien die Gaspreise um 12,5 und die Strompreise um 4,4 Prozent angehoben – ein weiterer Schlag ins Gesicht von Millionen rumänischer Rentner, die sowieso schon von der Hand in den Mund leben. Daran konnte auch die massive Rentenerhöhung vom vorigen Jahr nicht viel ändern. Das vom Präsidenten Traian Basescu verkündete Gesetz sieht vor, daß die Grundrente von 31 Prozent des Bruttolohns zum 1. Januar 2008 auf 37,5 Prozent und 2009 auf 45 Prozent steigen soll. Die Renten wuchsen damit um rund 30 Prozent. Ein Unterschied zur sozialistischen Zeit, als alle Renten nicht um Prozentpunkte, sondern um Fixsummen angehoben wurden: Wenn ein Rentner 300 Euro Rente bezieht, bedeutet eine 30prozentige Erhöhung ein Plus von 90 Euro, während ein armer Schlucker sich bei seinen 100 Euro Rente mit einer Erhöhung von 30 Euro zufriedengeben muß.

Wie es der Zufall so will, trat das neue Rentengesetz wenige Monate vor den Kommunalwahlen in Kraft. Nicht von ungefähr schrieb der Bukarester Alexandru Jecu an die BBC: „Die Situation ist überaus grotesk. Es folgt ein Wahljahr, und die Parteien überschlagen sich mit populistischen Maßnahmen. Da ist die Rente die reine Fundgrube, und die Rentner stellen immerhin mit sechs Millionen rund ein Drittel des Wahlvolks.“

Doch es gibt auch neue Härten: Die letzte Änderung des öffentlichen Rentensystems sieht vor, daß das Renteneinstiegsalter stufenweise bis zum Jahr 2014 für Frauen auf nun 60 Jahre (statt den bisherigen 57) ansteigt, bei den Männern von 62 auf 65 Jahre. 2005 lagen mehr als 17 Prozent der Rentner über 65 Jahre unter der von der EU festgelegten Armutsgrenze (bei Frauen 20,8 Prozent, bei Männern zwölf Prozent).

Hinter diesen Zahlen und statistischen Angaben verbergen sich Einzelschicksale. Eine EU-Umfrage zeigte, daß 83 Prozent der rumänischen Befragten meinen, von der Gesellschaft ihrer Würde beraubt und benachteiligt zu werden. Elena R., Schulrätin aus dem Stadtviertel Militar (45 Dienstjahre, 351 Euro Rente) bemerkte, „Eines ist sicher: Die Rentner brauchen diese Erhöhung. Ich beobachte täglich, wie alte Leute gezwungen sind, Sachen, an denen sie hängen, zu verkaufen.“ Nun führte die Regierung im vorigen Jahr auch ein privates Rentensystem ein. Im September 2007 waren bereits mehr als eine Million Arbeitnehmer unter 35 Jahren privat zwangsversichert.

Er macht sein eigenes Ding

Präsident Sarkozy ist seit 1. Juli EU-Ratspräsident – Frankreich plant Europa-Paß

Von Jean-Paul Picaper

Europäische Politiker müssen Fortune haben", hätte bestimmt Friedrich der Große gesagt, hätte er am späten Abend des 2. Juli Nicolas Sarkozys Erklärung zu der Befreiung von Ingrid Betancourt im französischen Fernsehen sehen können. An diesem Abend schwebte der französische Präsident im Glück. „Es war Weihnachten im Juli", kommentierte ein Beobachter. Der Franzose konnte keine bessere Nachricht am zweiten Tag seiner EU-Präsidentschaft empfangen.

Man muß sich vergegenwärtigen, daß alle europäischen Auguren unkten, daß das irische Nein vom 12. Juni zum modifizierten Lissabonner Vertrag Sarkozys Ratspräsidentschaft torpedieren würde. Einige Scharmützel zwischen Paris und Brüssel ließen schon Schlimmes ahnen. Aber ein Engel kam, er hieß Ingrid, und die Tristesse war verflogen. Sarkozy hat es verstanden, aus ihrer wundersamen Rettung durch die kolumbianische Armee ein politisches Glanzstück für sich selbst zu machen. Hat ihm die Umarmung durch diese moderne Johanna von Orléans die psychische Kraft verliehen, den europäischen Karren aus dem Schlamm zu ziehen?

Was will eigentlich Nicolas Sarkozy während seiner Amtszeit als EU-Ratspräsident tun? Am 13. Juli, einem Tag vor dem großen Aufmarsch der Truppen auf den Champs-Elysées in Paris anläßlich des Nationalfeiertages, wird er europäische, arabische und sonstige Politiker in Paris versammeln, um ihnen sein Projekt einer Union für das Mittelmeer vorzustellen.



Willkommen: Sarkozy nutzte Ingrid Betancourts Befreiung, um vom Lissabon-Vertrag abzulenken. Foto: pa

Die Wahl dieses Datums ist kritisiert worden. Vielleicht macht es die Sache noch zu bombastisch. Rom und Madrid machen zwar mit, aber sie sind bei weitem nicht so enthusiastisch wie Paris. Vielleicht wird der Teilnehmerkreis nicht vollständig sein. Ob die Syrer und Israelis kommen, ist zum Beispiel fragwürdig. Algerien und Libyen, Ägypten und Marokko werden wohl dabei sein.

Jedenfalls sind die Spannungen, die die großsprecherische Ankündigung dieses Projektes insbesondere auf deutscher Seite ausgelöst hatte, etwas zurückgegangen. Einerseits soll die Mittelmeerunion nicht als ein Konkurrenzunternehmen zur EU aufgebaut werden. Andererseits wird sie nicht mehr nur auf Anrainerstaaten des „Mare Nostrum" beschränkt sein, sondern ein Mittelmeer „von Afrika bis zum Nordkap" werden. Man wird ihr aber kaum Institutionen geben. Sie wird wohl hauptsächlich aus gemeinsamen Initiativen wie die Bekämpfung der Verschmutzung des Mittelmeeres und der Meerwasserentsalzung zu landwirtschaftlichen Zwecken bestehen.

Monate vor dem Auftakt seiner EU-Präsidentschaft hatte Sarkozy die beiden „Alains", Alain Lamassoure und Alain Juppé, beauftragt, eine neue Europa-Politik zu entwerfen. Wahrscheinlich wird der ehemalige Europa-Minister Lamassoure im Jahr 2009 die französische Europawahlliste führen, da der ehemalige Außen- und Premierminister Juppé seinen Wählern versprochen hat, sein Amt als Bürgermeister von Bordeaux nicht aufzugeben. Lamassoures machte neulich im französischen Fernsehen deutlich, daß Sarkozy „ein Europa für die europäischen Staatsbürger" schmieden möchte. Er bemängelte, daß Europa für die Wirtschaft und für die Unternehmen aufgebaut worden sei, daß man die Menschen aber links liegengelassen habe.

Lamassoure hat zur Konkretisierung der EU-Staatbürgerschaft einen interessanten Vorschlag gemacht. Früher waren deutsche Pässe grün und französische blau. Jetzt haben alle europäischen Nationalpässe die Farbe „bordeaux". „Bordeaux", so nennt man die dunkelrote Farbe, die sichtbar wird, wenn man eine Flasche Rotwein aus der Region des Hafens am Atlantik vor die Sonne hält.

Die gemeinsame Zugehörigkeit zur EU soll aber bald noch deutlicher werden. Es wird „einen europäischen Bürgerausweis, eine Art europäischen Paß" geben, versprach Lamassoure. Der Besitz eines europäischen Ausweises, meinte er, soll das persönliche Verhältnis eines jeden Bürgers Europas mit der EU festigen. Wie die Währung ist der Ausweis ein Gegenstand des täglichen Bedarfs.

MELDUNGEN

Ratifizierung ungewiß

Prag – Die beiden Außenminister Tschechiens und der USA unterzeichneten am vergangenen Wochenende den umstrittenen Vertrag über die Stationierung einer Radaranlage. Für die USA gehört die Anlage in Tschechien zusammen mit zehn in Polen geplanten Abfangraketen zu einem umfassenden Schutz des Westens gegen einen möglichen Angriff aus dem Iran. Rußland jedoch betrachtet den US-Plan als Bedrohung gegen sich. Demzufolge sind die rußlandnahen, oppositionellen Sozialdemokraten und Kommunisten im tschechischen Parlament gegen die Stationierung der US-Radaranlage in ihrem Land. Da die Gegner in Parlament 96 der 200 Sitze innehaben und aus der Regierung noch einige Abgeordnete unentschlossen sind, ist nicht sicher, ob der unterzeichnete Vertrag ratifiziert wird.

Frauen dürfen Bischof werden

London – Die anglikanische Kirche in England hat sich trotz massiven Widerstands in den eigenen Reihen dazu durchgerungen, auch Frauen zur Bischofsweihe zuzulassen. Zwar läßt die englische Staatskirche, die eher dem Vatikan als den Protestanten nahesteht, es seit 1993 zu, auch Frauen zum Priester zu weihen, doch seit Gründung der anglikanischen Kirche im 16. Jahrhundert durch König Heinrich VIII. nach dem Bruch mit dem Papst galt es als undenkbar, Frauen in das Amt des Bischofs zu erheben. Da die englische Staatskirche das Privileg hat, mehr als 20 Bischöfe ins britische Oberhaus zu entsenden, sind sie auch an der Gesetzgebung beteiligt. Bischöfe werden von der Königin ernannt.

Späte Rache für einstige Kritik

Dunkle Seiten balkanischer Medienprivatisierung: »Feral Tribune« eingestellt

Von Wolf Oschlies

Mitte Juni hielt das 1950 gegründete „International Press Institute" (IPI) im serbischen Belgrad seinen Jahreskongreß ab. Gleichzeitig stellte im kroatischen Split die Wochenzeitung „Feral Tribune" ihr Erscheinen ein. Beide Ereignisse haben mehr als das zeitliche Zusammenfallen gemeinsam: Was man in Belgrad debattierte, wurde in Split harsch demonstriert – Licht- und Schattenseiten der Medienprivatisierung in Südosteuropa.

Laut OSZE ist diese grundsätzlich positiv, weil Medien im Staatsbesitz charakteristisch für diktatorische Regime sind und Medienprivatisierung den Systemwandel kennzeichnet. Das bestätigt ein Blick gen Osten: In Ungarn startete die Privatisierung 1988, in Tschechien eingangs der 1990er Jahre, während sie in den Nachfolgestaaten Ex-Jugoslawiens erst quälend langsam unterwegs ist. Es geht ja nicht nur um Besitzwechsel, sondern um die Neubestimmung des Verhältnisses von Medienfreiheit, Staatsmacht und Privatkapital.

Essener WAZ-Konzern dominiert

Rund 30 Prozent der Menschen in Ex-Jugoslawien lesen laufend Zeitungen, was die Nachfolgestaaten für ausländische Pressekonzerne attraktiv macht. Einer der erfolgreichsten ist der Essener WAZ-Konzern, seit Ende 2001 geleitet von Bodo Hombach, dem früheren Chef des Stabilitätspakts Südosteuropa. WAZ-Repräsentant für Südosteuropa ist Srgjan Kerim, langjähriger Botschafter Mazedoniens in Deutschland, später Außenminister seines Landes. In Mazedonien ist der Konzern Besitzer oder Mehrheitseigner von drei Tageszeitungen, dem auflagenstarken „Dnevnik" (Tagebuch), dem intellektuellen „Utrinski vesnik" (Morgenblatt) und dem Boulevardblatt „Vest" (Nachricht), zusammen 90 Prozent des Markts.

Im benachbarten Serbien hält der WAZ-Konzern seit März 2002 50 Prozent der ältesten Tageszeitung des Landes, der 1904 gegründeten „Politika", die im alten Jugoslawien ein Synonym für Zeitung schlechthin war. Sie war zuletzt schwer verschuldet, woraus die Essener sie retteten: „Der serbische Partner ist für redaktionelle Politik aller Ausgaben zuständig, während der WAZ das entscheidende Wort über alle ökonomischen Belange zusteht." Dieses Erfolgsrezept hat der Konzern zuvor in Rumänien, Bulgarien und Montenegro anwendet: Autonome Redaktionen machen gute Zeitungen, die auch noch profitabel sind.

Diese Politik gilt nicht für Kroatien, wo die WAZ die Hälfte der „Europa Press Holding" (EPH) hält und über sie auflagenstarke Blätter wie „Jutarnji list" (Morgenblatt), „Slobodna Dalmacija" (Freies Dalmatien) und weitere ganz oder teilweise übernahm. Kroatischer Miteigentümer von EPH ist Ninoslav Pavic, unter Tito ein kommunistischer Einpeitscher, dann unter dem kroatischen Staatsführer Franjo Tudjman eifriger Ausführer von dessen Bemühungen, Kroatiens Medien zu Sprachrohren der Tudjman-Bewegung „Kroatische Demokratische Union" (HDZ) zu machen. Tudjman ist seit 1999 tot, die HDZ seit 2003 wieder an der Macht, und Pavic ist der mächtigste Mann der Medienszene, was „Feral Tribune" zu spüren bekam.

Tudjman-Einpeitscher gab Todesstoß

2004 begann Pavic Verhandlungen mit „Feral Tribune", um diese seiner EPH anzugliedern, und war großzügig in Vorleistungen: Kredite, Begleichung von Druckereischulden. Er war allerdings nicht bereit, die einzige Forderung der „Feral"-Macher, die nach redaktioneller Unabhängigkeit, zu akzeptieren. Mitte Juni 2008 brach er alle Kontakte ab und ließ „Feral" eingehen – das berühmteste kroatische Blatt, einst ambitionierter Tudjman-Kritiker, das über Jahre mehr internationale Anerkennungen und Preise einheimste als die restliche kroatische Presse zusammen.

International berühmt wurden „Ferals" Fotomontagen, etwa die von Tudjman und Milosevic im Lotterbett, die um die Welt ging. Dem Chefredakteur Viktor Ivancic trug das Prozesse, Zwangsmobilisierung zur Armee und weiteres Übel ein, was ihm wenig ausmachte: Die Auflage stieg auf 150 000 Exemplare, die „International Federation of Journalists" (IFJ) verlieh ihr 1996 einen Preis. Dabei bekam das Ausland Ivancics schönste Schienbeintritte gar nicht mit – als er zum Beispiel den HDZ-Slogan „Mi smo svi njegov narod" (Wir alle sind sein Volk) am 4. Januar 1994 auf der Titelseite in Großbuchstaben so setzte: „Mi smo svinje – govna rod!" (Wir sind Schweine, ein Scheißvolk).

Jetzt lebt „Feral" nicht mehr, erdrosselt von der unheiligen Dreieinigkeit aus undemokratischer Politik, ökonomischer Oligarchie und internationaler Marktwirtschaft. Für letztere steht der WAZ-Konzern, dessen in ganz Südosteuropa probate Strategie in Kroatien gründlich schiefging: Die Nichteinmischung in redaktionelle Belange hat hier den Parteigängern eines rechtsautoritären Regimes frei Hand gelassen – wo anderswo Blätter auf einen liberalprowestlichen Kurs gebracht wurden, ist in Kroatien ein Blatt geopfert worden, das Prüfstein und Meßlatte für Meinungsfreiheit und Bürgerreife war. Ein Verlust, nicht nur für Kroatien!

Sture Japaner

Walfang geht trotz Verboten weiter

Von Joachim Feyerabend

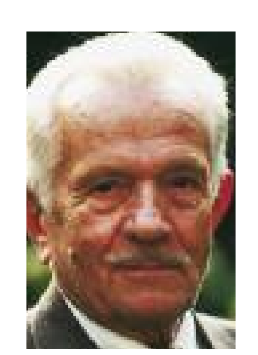
In Santiago de Chile sollte ein neues Abkommen den Schutz der bedrohten Walpopulationen vor allem in der Antarktis sicherstellen. Doch es kam anders: Die jetzt zu Ende gegangene Internationale Walfangkonferenz 2008 beschloß, nichts zu beschließen. Im Klartext: Japan, Norwegen und Island werden in Zukunft ohne große Quotenrücksicht weiter den grauen Riesen der Ozeane nachstellen. Vor allem für die Japaner bleibt alles beim Alten, denn entgegen allen Bemühungen von Walschützern stellen sie den Tieren für „Forschungszwecke" nach.

Es ist fast ein Treppenwitz der Weltgeschichte, daß dieser Konsens in Chile „erarbeitet" wurde, denn die kleine chilenische Insel Mocha war der Ursprung der Legende um „Moby": Dort tauchte um 1840 der ungewöhnlich große Pottwal „Mocha Dick" bevorzugt nach Riesen-Tintenfischen, griff die Fischer an, versenkte mehrere Schiffe, tötete rund 30 Seeleute und fraß sie zum Teil auf. Der weiße Einzelkämpfer lieferte die Vorlage für „Moby Dick". Und auch heute werden immer wieder die inzwischen selten gewordenen Pottwale an Chiles Küsten gesichtet, der kalte Humboldtstrom sorgt für reichlich Nahrung.

Doch nicht nur die Harpunen der Menschen tragen zum dramatischen Schrumfen der Herden bei, es sind auch die chemischen Abfälle der Industriegesellschaft, die sie bedrohen. Ungefähr 85 verschiedene Arten von Walen werden (noch) gezählt – Säuger, die auf eine Evolutionszeit von 60 Millionen Jahren zurückblicken und deren industrielle Abschlachtung zwischen 1800 und 1900 ihren ersten Höhepunkt erlebte, als Waltran die Lampen zum Leuchten brachte. Am Ende des mechanisierten Gemetzels waren 1946 die Bestände der meisten Arten um 80 Prozent geschrumpft, die Internationale Walfangkommission wurde zur Rettung der Spezies gegründet und erließ Verbote. Und dennoch dauerte das Abschlachten an.

Während sich einige Gattungen in den letzten Jahren erholten, erreichte in 40 Jahren Schutzzeit der atlantische Blauwal nurmehr ein Prozent seines ursprünglichen Bestandes, und bis heute ist die Kommission größtenteils ein Debattierclub, weil vor allem Japan sich zu keiner Zeit an die Regeln hielt. Um die Organisation bis zur nächsten Tagung 2009 in Madeira ohne Eklat am Leben zu halten, wurde auf Resolutionen verzichtet, denn Nippons Söhne behaupten stur, die Bestände hätten sich regeneriert, der kommerzielle Fang müsse weitergehen. Ende Juni 2008 wurden sogar japanische Grundschulklassen demonstrativ in die Schlachtereien geführt, um zu lernen, wie wichtig Walfleisch für die Identität der Nation und die Speisekarten ist.

»Moment mal!«



Das Recht zu sterben

Von Klaus Rainer Röhl

Mit Angst kann man Geld verdienen, das weiß jeder Puppenspieler. In meiner Studienzeit bin ich mit einem Kasperle-Theater über die Dörfer gezogen. Wir spielten meistens in Schulklassen. Künstlerisch wertvoll war unser Stück, bescheinigte uns der Schulrat des Landkreises Stade. Anderthalb Stunden Spieldauer. Aber am größten war die Aufmerksamkeit des Publikums, wenn Kasperle in Gefahr war, wenn der Zauberer ihn in eine Maus verwandeln oder die Hexe ihn vergiften wollte, mit einem Zaubertrank. Aus giftigen Kräutern. „Kasperle!!“ schrien 200 Kinder wie am Spieß, „paß auf, die Hexe will dich vergiften!“ Oder das Krokodil. Da hatten alle Angst.

Zum Glück kam am Ende immer der Kasperle und gab den Bösewichtern unter dem Jubel des Publikums eins mit seiner Keule. Immer mit der Latte auf die Platte. zehn Pfennig kostete der Eintritt und deshalb ließen wir die Kinder ruhig ein bißchen Angst haben. Wir brauchten ja das Geld für unser Studium.

Die Kasperle-Spieler von heute sind die Zeitungen und die Fernsehmagazine. Die brauchen das Geld ebenfalls, und deshalb versetzen sie ihr Publikum täglich in Ängste, eine immer gruseliger als die andere.

Wir haben damals bei unserem spannenden Kasperle-Theater natürlich selber keine Angst gehabt. Wir glaubten ja nicht an das Krokodil und die Hexe und den giftigen Zaubertrank. Aber die Generation, die heute Fernsehmagazine moderiert und Zeitungen vollschreibt, glaubt wirklich an den Atomtod und den Elektrosmog und die vergiftete Schokolade aus „genverseuchten“ Sojabohnen, genmanipuliert wie Dr. Frankensteins Geschöpfe. Die Generation der heutigen Journalisten, diese von 68er Lehrern und Hochschullehrern gewaltfrei, angstfrei, repressionsfrei, oft auch frei von Lernstoff erzogenen, unheimlich coolen Kids, aufgewachsen ohne schwarzen Mann oder Weihnachtsmann, Struwwelpeter und Bleisoldaten, tun nicht nur so, als ob wir alle Angst haben müßten, die stecken selber voller Ängste.

Es ist eine Generation, die ständig in Angst lebt. Die bestimmen, was in die Medien kommt. In „Bild“, „taz“ und „FAZ“ und in den vielen anderen Tageszeitungen, die heute fast einheitlich Angst verbreiten. Eine Apokalypse, die sich unaufhaltsam und sich ständig vergrößernd wie ein Ozonloch über die Erde ausbreitet. Wie ein Leichentuch. Alles wird teurer. Inflation, kein Benzin mehr im Tank, kein Gemüse mehr bezahlbar. Und Überbevölkerung und Alzheimer. Rolf, ich und Alzheimer. Auch schon mal Brille vergessen? Namen nicht behalten von einem SPD-Politiker? Auch Sie haben Alzheimer! Wenn nicht mit 80, dann eben mit 90. Haben Sie mal ruhig Angst. Alle haben Angst.

Überall, hämmern uns die Genossen Journalisten ein, lauert der Tod. Atomtod, Strahlentod, Sevesotod, Klimatod, Kältetod, Hitzetod, Seuchentod. Nahrungsmitteltod, Energietod. Kohlekraftwerke: Klimatod, Treibhauseffekt, Klimakatastrophe, Atomkraftwerke: alle tot. Siehe Tschernobyl. Die ganze Welt verstrahlt für rund 2000 Jahre. Ungefähr. Ohne Gewähr.



Fremdbestimmung oder helfende Hände? Die Jungen geben vor, was Alte zu tun oder zu lassen haben. Foto: ddp

Dann kommt das Sterben. Waldsterben. Walsterben. Robbensterben. Aalsterben. Seehundsterben. Möwensterben. Schildkrötensterben. Krötensterben. Igelsterben. Elefantensterben. Regenwald: fast gestorben. Artenvielfalt: gestorben. Klimaerhitzung: Polkappen schmelzen, Gletscher kommen ins Rutschen. 1990 Klimaabkühlung. Neue Eiszeit. Kältekatastrophe. New York im Eis. Toller Film. 2008: Wärmekatastrophe. Wasserspiegel steigt (zwei Zentimeter bis zum Jahr 2030). Bildung von Hochfluten. Flußüberschwemmungen. Ausbleiben von Flußüberschwemmungen. Flüsse trocknen aus. Wasserspiegel sinkt (Baikalsee). Bildung von Wüsten. Bildung von Gletschern. Schmelzen von Gletschern. Lawinen. Berg schlägt zurück.

Zuwenig Ozon (Ozonloch). Zuviel Ozon (Ozonwerte am Boden). Falsches Sitzen. Falsche Stühle. Falsche Tische. Falsche Betten. Falsch stehende Betten (Wünschelrute). Falsche Schuhe. Falsche Kleidung. Gift.

Vorsicht, Kasperle, die Konzerne wollen dich vergiften!

So, nun kommen Sie. Würden Sie unter diesen Umständen nicht auch Angst kriegen und in Panik geraten? Mich wundert es, daß wir, die Leser der *PAZ* und die anderen Oldies, immer noch so fröhlich sind. Wenn das man nicht verdächtig ist. Haben die meisten von uns nicht unter Hitler gelebt? Also hört man in Deutschland und Österreich, alle Alten seien Nazis gewesen. Wer heute 78 Jahre ist, war damals 16 und also Flakhelfer, Blitzmädchen oder bereits Soldat. „Du Nazischwein, du alter Sack!“ schreien die Antifa-Demonstranten, wenn sie eine Mülltonne in Brand stecken und jemand von uns sie davon abbringen möchte. Aber nicht nur die antideutschen und gewalttätigen Jugendlichen in der U-Bahn sind altenfeindlich.

Die Diskriminierung der Alten beginnt bereits bei den Parteien. Da schlug ein Vorsitzender der Jungen Union der CDU in einem Interview vor, die 80jährigen müßten nicht unbedingt eine teure Prothese von der Krankenkasse bekommen, eine einfache Gehhilfe (sprich Krückstock) täte es auch. Das war ein Ausrutscher, sicher. Aber er kam aus dem Kopf des CDU-Mitglieds! Die Partei und die Öffentlichkeit distanzierten sich natürlich. Nicht ohne hinter vorgehaltener Hand zu erörtern: „Na ja, ist ja auch ein Problem, man kann es so oder so sehen: Da wird für 3200 Euro ein ultrakleines, kaum sichtbares Hörgerät angeschafft, zwei Monate später stirbt der Mann, und sein kostbares Gerät ist hin. Ebenso wie die Zahnbrücke mit Platinspange für 5000 Euro.“ Sie vergessen nur eins, meine Herren Reformer: Der 80jährige Patient hat sein Hörgerät und die Platinbrücke selber bezahlt, auch wenn es die Krankenkasse ihm gnädig „bewilligt“. Für diese Kasse mit modernem, glasverspiegeltem Wolkenkratzer für 20 Millionen hat er jahrzehntelang, seit seiner frühen Jugend, Beiträge einbezahlt. Er muß sich für die Gehhilfe, die Spange und den „Ohrwurm“ nicht bedanken. Es war sein Geld, mit dem sie bezahlt wurde.

Gibt es das – Altenfeindlichkeit? „Frauenfeindlich“ kann nahezu jeder Mann sein, den frau dafür erklärt. Es genügt, zu sagen: „Sie sehen heute aber gut aus!“ Das ist eine Geschichte für sich, die wir schon einmal an anderer Stelle erzählt haben. „Behindertenfeindlich“ kann schon ein Hauseingang ohne Rollstuhlzufahrt sein oder ein Arbeitgeber, der einen lernbehinderten Lehrling nicht einstellt.

Was aber ist mit unserem Gesetzgeber, der seit einigen Jahren die im Gesetz garantierte Anpassung der Rentenerhöhung an die Löhne ablehnt und sie in diesem Jahr auf ein Prozent reduziert hat?

Es gibt Altenfeindlichkeit in Deutschland und zwar als Norm. Während in anderen Ländern wie zum Beispiel in Estland und Griechenland, auch in China und Japan, alte Menschen respektvoll und höflich behandelt werden, gelten in unseren Großstädten grobe Behandlung oder sogar Anrempeleien, wie „He, Alter, geh mal aus dem Weg“ von einem über die Fußgängerwege rasenden Fahrradfahrer als „gewandelte Mentalität“.

Einem sichtbar älteren Autofahrer kann es beim Einparken passieren, von ungeduldigen Fahrern angemotzt zu werden, „He, Alter, gib bloß deinen Führerschein ab!“ Fahren Alte vorsichtig, vielleicht etwas langsamer, werden sie brutal angehupt. „He, Alter, verpiß dich!“ soll das heißen.

Nicht böse gemeint? Arbeitslos? Schlechte Kindheit gehabt? Trotzdem empfiehlt es sich, in Berlin-Neukölln oder am Kölner Eigelstein keine Gegenrede zu riskieren. Es ist Rassismus.

Ob Seniorenteller oder Seniorentreff, die Rassentrennung wird deutlich gemacht.

Eine kaum kaschierte Frechheit und Anzüglichkeit der Veranstalter bestimmt Kaffeefahrten mit Rheumadecken ebenso wie Kreuzfahrten für die Reichen, herrscht in Behörden wie Krankenhäusern: „Na, wie haben wir denn heute geschlafen?“ Davor schützt auch keine Privatkasse und kein Einzelzimmer. Nur sterben dürfen die Alten nicht.

Die letzte Entscheidung, am Ende seines Lebens nach der ewigen Diskussion über Alzheimer und den Horror-Reportagen aus den Krankenhäusern und Pflegeheimen den Zeitpunkt seines Todes selbst zu bestimmen, soll in diesem Land verboten werden. Die passive Sterbehilfe. Dabei geht es nicht um die Tötung auf Verlangen, sondern um die Hilfe, seinen letzten Willen selbst zu vollstrecken. Ein Gesetzentwurf der Mehrheit der Bundestagsparteien will den Alten verbieten zu sterben. Als ob das möglich wäre.

»Sie heißen Goethe? Was leisten Sie?«

Ein neues Buch würdigt in einer unterhaltsamen Darstellung den Lebensweg der drei Enkel des großen Dichters

Von Dagmar Jestrzemski

Wohl nur wenige Nachkommen großer Männer trugen in ähnlicher Weise schwer an der Bürde ihres Namens wie Goethes Enkel Walther (1818–1885) und Wolfgang Maximilian (1820–1883). Ihr Großvater, der berühmte Dichter, hatte große Erwartungen in die beiden Jungen gesetzt. Seiner wesentlich jüngeren Enkelin Alma (1827–1844) widmete er ungleich weniger Aufmerksamkeit. Eine lebendige, lehrreiche und dabei unterhaltsame Darstellung des Lebensweges von Walther, Wolfgang und Alma von Goethe hat Dagmar von Gersdorff, bisher Spezialistin für Frauenbiografien der Goethezeit, vorgelegt.

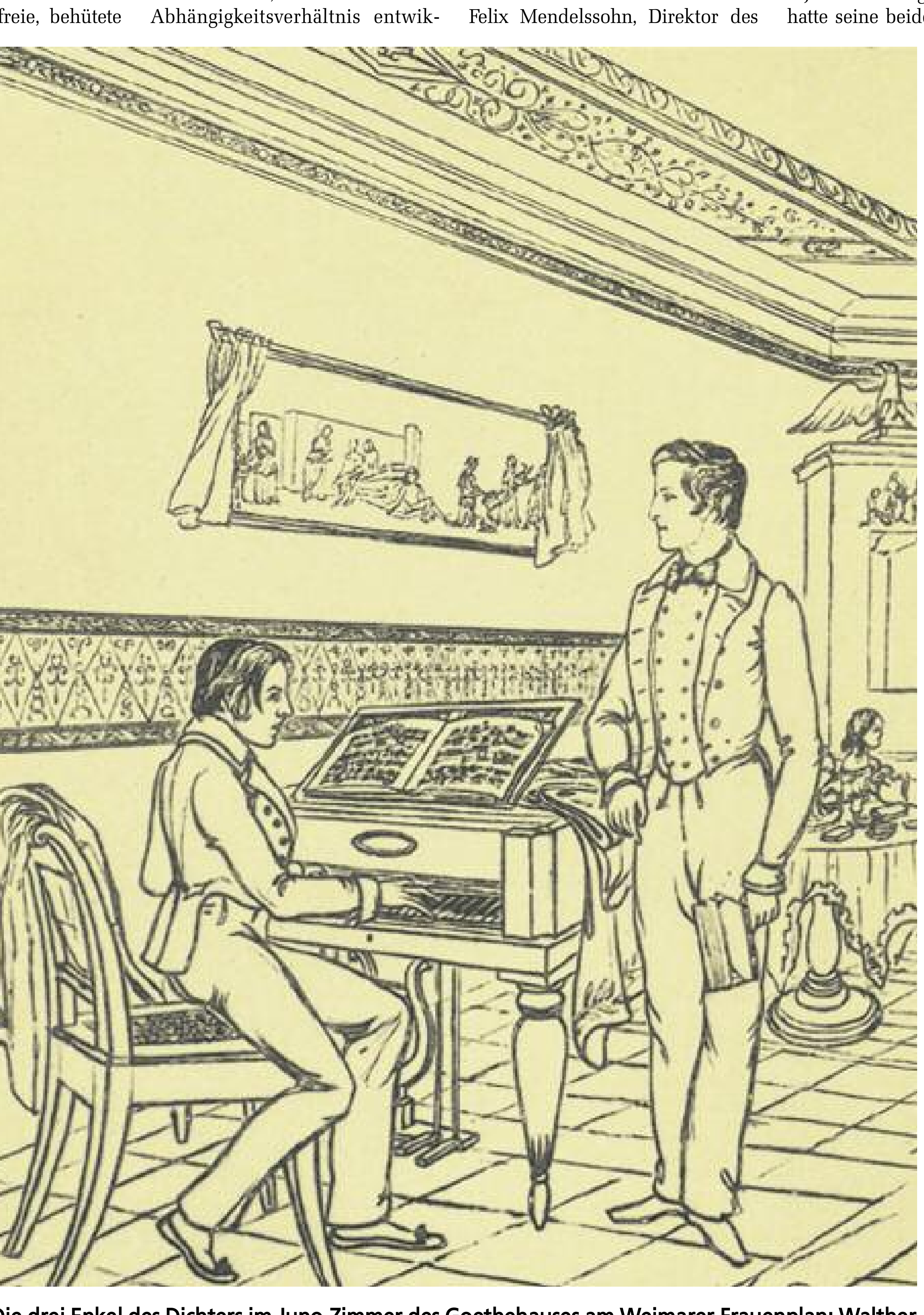
Seit 1817 lebte der verwitwete Kaiserliche Rat Goethe mit seinem Sohn August, dem Sächsischen Kammerrat, der Schwiegertochter Ottilie geb. von Pogwisch und Ottilies Schwester Ulrike in seinem großen Haus, richtiger: seiner Residenz, am Weimarer Frauenplan. Wie früher bewohnte er die Belletage, während August und Ottilie sich mit ihren Kindern in der Mansarde eingerichtet hatten.

Goethe förderte die Entwicklung seiner Enkelsöhne mit pädagogischem Interesse. Gleichzeitig verwöhnte er sie in einem Maße, die seine Besucher in Erstaunen versetzte. Der Apapa, wie Walther und Wolfgang ihn nannten, machte sie mit den Naturschönheiten vertraut und weckte in ihnen die Liebe zur Kunst. Die tiefe Zuneigung war gegenseitig; auch die Kinder liebten ihn zärtlich. Doch gerade wegen ihrer vielseitigen Begabung überschätzte ihr Großvater sie auf fatale Weise. In Walther glaubte er den zukünftigen Musiker erkennen zu können, weil er Mozartarien fehlerfrei nachsingen konnte, während Wolf, sein besonderer Liebling, seiner Meinung nach Talent zum Schriftsteller hatte, da er Rezensionen zu Theaterstücken schrieb. Daß Wolf, wie seinerzeit er selbst, später zunächst „aus Pflicht“ die juristische Laufbahn einschlug, dürfte ebenfalls auf Goethes Anweisung zurückzuführen sein. Walthers Berufswahl, die ihn früh in eine Sackgasse führte, und Wolfgangs unzureichende Selbstwahrnehmung als Dichter liegen zum Teil in dem blinden Vertrauen begründet, das Mutter und Söhne in die Einschätzungen des Großvaters als Mentor hegten.

Goethes Tod bedeutete für die beiden Jungen einen tiefen, nie verwundenen Einschnitt in ihrem Leben. Ihre sorgenfreie, behütete Kindheit war mit einem Schlag vorüber. Bereits im Oktober 1830 hatten die Kinder ihren Vater verloren, der während einer Italienreise in Rom gestorben war. Durch den Verlust ihres Großvaters aber wurden sie ihres Lebensmittelpunkts beraubt. Dasselbe galt für ihre hektische, rastlose Mutter. Ihren Mann hatte sie nicht aus Liebe geheiratet, Ottilie hatte sich zu diesem Schritt lediglich durchgerungen, weil ihr ein Leben an der Seite des umschwärmten Dichterfürsten erstrebenswert schien.

Nach dem Tod des Schwiegervaters behielt Ottilie ihr Domizil in Weimar, doch auf der Suche nach Abwechslung und dem ersehnten Liebesglück zog es sie noch häufiger als früher in die Fremde, besonders nach Wien und in die Kurorte. Ihr Verhalten stieß im Freundes- und Familienkreis auf scharfe Kritik und wurde zur Belastung für ihre Kinder.

Bis zum Beginn der Ausbildung von Walther und Wolfgang lebten die drei Geschwister meist mit Mutter, Tante, Großmutter und Urgroßmutter im Goethehaus. Goethes Berufsvorstellungen für seine beiden Enkelsöhne wurden in die Tat umgesetzt. Dabei spornte jedes Hindernis die Mutter, zu der Walther in ein Abhängigkeitsverhältnis entwickelte, nur um so mehr an. Sie forderte und erhielt dafür weit höhere Summen als im Testament des Schwiegervaters vorgesehen waren. Über ein Beziehungsgeflecht wollte sie ihrem Ältesten zum Durchbruch verhelfen. 1836 überredete sie den widerstrebenden Felix Mendelssohn, Direktor des Leipziger Gewandhausorchesters, ihn als Meisterschüler anzunehmen. Mendelssohn, der als Kind zu Gast im Haus am Frauenplan gewesen war, bezeichnete den Goetheenkel seiner Mutter gegenüber als „halbes Talent“.



Die drei Enkel des Dichters im Juno-Zimmer des Goethehauses am Weimarer Frauenplan: Walther am Klavier, Wolfgang neben ihm, die kleine Alma im Hintergrund (nach einer Zeichnung von Bernhard von Arnswald, 1807–1877) Foto: Archiv

Johann Wolfgang von Goethe hatte seine beiden Enkelsöhne als Universalerben eingesetzt. Bei Eintritt der Volljährigkeit sollten sie seinen gesamten Besitz an beweglichem und unbeweglichem Eigentum erhalten. Erst am 10. April 1839, als Walther volljährig wurde, erhielten Goethes Enkel Zugang zu den Zimmern ihres Großvaters. Gleichzeitig kam Walther in den Genuß der Zinsen seines Vermögensanteils. Unverzüglich ordnete er an, daß das Haus sowie die Sammlungen zukünftig für jedermann verschlossen blieben. 1842/43 hatte die Familie sich mit der Frage auseinanderzusetzen, ob man dem Bundestag Haus und Sammlungen für die angebotene Kaufsumme von 60000 Talern überlassen sollte. Damals verweigerte lediglich Wolfgang grundsätzlich seine Einwilligung zum Verkauf. Goethes Erbe blieb somit mehr als 50 Jahre, von 1832 bis 1885, unter Verschluß. Dabei sorgten seine Enkel für die notwendigen Renovierungen des Hauses. Ihnen ist es zu verdanken, daß dieses Kulturgut in seiner Gesamtheit und im ursprünglichen Zustand der Nachwelt erhalten blieb. Die Sammlungen und Archive wurden bis auf wenige Ausnahmen erst nach 1885 der Wissenschaft erschlossen.

1852 hatte der Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar Walther und Wolfgang zu Kammerherren ernannt. Doch nur Walther verlegte aus diesem Grund seinen Wohnsitz. Er zog von Wien nach Weimar und widmete sich als Adjutant des Herzogs fortan in unbesoldeter Stelle seinen Aufgaben am Hof. Ihn verband seit frühester Kindheit eine tiefe Freundschaft mit dem Herzog. Der zeitlebens kränkelnde Wolfgang hatte in Bonn ein Jura- und Philologiestudium mit Promotion abgeschlossen. Anschließend veröffentlichte er einen Gedichtband, der angesichts seiner Belanglosigkeit Staunen erregen mußte. Mit 32 Jahren trat er in den diplomatischen Dienst Preußens, war zunächst in Rom, dann in Dresden beschäftigt. 1859 wurde ihm und seinem Bruder der beantragte Freiherrentitel zuerkannt. Schon mit 40 Jahren nahm er seinen Abschied, um sich fortan als Privatgelehrter den Studien über ein sehr spezielles Forschungsthema zu widmen. Auch Walther, den soziale Fragen bewegten, versuchte sich mehrfach schriftstellerisch und blieb dabei erfolglos. In seinem Testament hatte er den Staat Sachsen-Weimar zum Erben aller Liegenschaften des Nachlasses seines Großvaters eingesetzt. Den literarischen Nachlaß hingegen hatte er der Großherzogin Sophie vermacht.

„Mit ihm erlosch Goethes Geschlecht, dessen Name alle Zeiten überdauert“, so steht es auf Walther von Goethes Grabtafel auf dem Weimarer Friedhof. Noch in seinem Todesjahr 1885 wurden die Grundlagen für das Goethe-Nationalmuseum und die Goethe-Gesellschaft gelegt sowie, ebenfalls auf Anregung der Großherzogin, Pläne für das Goethe- und Schiller-Archiv entworfen.

***Dagmar von Gersdorff: „Goethes Enkel – Walther, Wolfgang und Alma“**, Insel Verlag, Frankfurt 2008, geb., 286 Seiten, 19,80 Euro*

Erinnern mit dem Blick nach vorn

Sechs Jahrzehnte KünstlerGilde e. V. heißt auch Brückenbau zwischen Ost und West

Von R. Fiedler-Winter

Wohin mit den alten Bildern, die sich immer mehr in meine Gegenwart drängen? Wegener schickt mir das Bild eines brennenden russischen Dorfes ... Das will ich meinem Vater nicht zumuten, nein, er hat keine Häuser angesteckt.“ So Arno Surminski in seinem Roman „Vaterland ohne Väter“. Er liest als Gast der KünstlerGilde e. V. im historischen Rathaussaal von Esslingen am Neckar jene in der Gegenwart erlebte Geschichte einer 60jährigen, die den Spuren ihres im Rußlandfeldzug gefallenen Vaters nachgeht. Im Esslinger Rathaussaal erlebte die Vereinigung ostdeutscher Künstler, die heute vom früheren Leiter des Deutschlandhauses in Berlin, Wolfgang Schulz, geführt wird, auch ihre Gründung vor sechs Jahrzehnten.

In der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg dominierte der Wunsch, aus dem Millionenheer der Ostflüchtlinge diejenigen zusammenzuführen, die sich künstlerisch betätigt hatten. Das traf keineswegs überall auf offene Ohren, zumal diejenigen, die sich für sie einsetzten, leicht dem Verdacht ausgeliefert waren, ideologische Überbleibsel der Nazidiktatur retten zu wollen. Aber schon bald zeigte sich, daß die Künstler der Gilde mit ihren Arbeiten nicht unwesentlich zum Brückenbau zwischen Ost und West beitragen konnten, auch wenn sich ihr Verband in seinen Anfängen, wie es ihm Wissenschaftler und Analytiker bescheinigt haben, als Selbsthilfe- und Interessen-Verband bewähren mußte. Mathias Beer vom Institut für donauschwäbische Landeskunde und Geschichte der Universität Tübingen dokumentiert: „Mit der Gründung der Bundesrepublik und der Verabschiedung des Bundesvertriebenengesetzes von 1953 erhielt die Arbeit der KünstlerGilde eine zunehmend gesicherte finanzielle Grundlage. Sie markiert die Entwicklung vom sozialen Arbeitsschwerpunkt der ersten Jahre zu künstlerischen Anliegen, die fortan im Mittelpunkt des jetzt bundesweit agierenden Vereins für Künstler aus allen Herkunftsgebieten der Flüchtlinge und Vertriebenen standen.“

Die organisatorische Gliederung der Vereinigung, die sich auf drei Fachgruppen konzentriert, hat von Anfang an zu ihrem rasch einsetzenden auch künstlerischen Erfolg beigetragen. Bildende Kunst, Musik und Literatur haben eigene Zusammenschlüsse. Daraus gingen Veranstaltungen und vor allem auch die Ausschreibung von Preisen hervor, die ihrerseits Renommee und öffentliche Resonanz der KünstlerGilde wirkungsvoll unterstützen: der Johann-Wenzel-Stamitz-Preis für Musik, der Andreas-Gryphius-Preis für Literatur und der Lovis-Corinth-Preis für bildende Kunst. Dabei wurde der Aufbau der Gesamtorganisation und die Durchführung ihrer Veranstaltungen entscheidend von Ernst Schremmer geprägt, der nach dem Gründer Robert Sandner an der Seite des langjährigen ersten Vorsitzenden und „Gildenmeisters“, des Schriftstellers Josef Mühlberger, fast ein halbes Jahrhundert die Geschäfte der Gilde geführt und ihre gesamtdeutsche Bedeutung begründet hat. Auch international bekannte Künstler wie Oskar Kokoschka, Otto Herbert Hajek, Ida Kerkovius, Oskar Kreibich, Ernst Mollenhauer und der Bildhauer Franz Rotter, der in Cuxhaven das Künstleratelier der Gilde betreute, waren mit dabei. Alle, versteht sich, als Professoren akademisch geadelt.

Bei den Schriftstellern waren es der Balte Werner Bergengruen und der Ostoberschlesier Hans Lipinsky-Gottersdorf, deren Namen in den Reihen der Mitglieder einen besonderen Klang hatten. Die in Wien lebende Gertrud Fussenegger und der in Hamburg ansässige Arno Surminski gehören heute dazu. Die Musiker wiederum berufen sich vor allem auf Heinrich Simbriger und den jüngsten Stamitz-Preisträger Wolfgang Stockmeier.

Doch das alles wurde der KünstlerGilde nur bis zum Jahr 2000 hoch angerechnet. Danach fiel die regierungsamtliche Finanzierung dem Rotstift zum Opfer, und trotz der heute fast 500 Mitglieder sind die jetzigen Organisatoren der Gilde darauf angewiesen, jeden Euro zweimal umzudrehen.

„Wir sind ausschließlich auf Mitgliedsbeiträge, Spenden und projektbezogene Zuwendungen angewiesen. Wir arbeiten ehrenamtlich und sind politisch unabhängig“, erläutert der Bundesvorsitzende Wolfgang Schulz und betont: „In Esslingen findet alljährlich die Esslinger Begegnung statt. Hier werden das Literatur-Seminar und mehrere Kunstausstellungen durchgeführt. Einmal im Jahr stellen wir im Kunstforum Ostdeutsche Galerie aus, welche die Gilde mitbegründete, oder auch bei unseren östlichen Nachbarn wie zuletzt in Landsberg a. d. Warthe. Der Stamitz-Preis ist 2007 in Ratibor verliehen worden und wird in diesem Jahr in Eger vergeben. Konzentriert sich die Arbeit der Gilde doch auf Kulturpflege wie ebenfalls auf Weiterentwicklungen für die Zukunft. Wir wollen mit der Kreativität unserer Künstler auch für Europa einen Beitrag leisten.“

Ernst Wiechert legt Zeugnis ab

Ich habe nur am Tor gestanden und auf die dunkle Bühne geblickt, und ich habe aufgeschrieben, nicht so sehr was meine Augen gesehen haben, sondern was die Seele gesehen hat“, schreibt Ernst Wiechert in seinem wohl eindrucksvollsten Buch, das er schlicht einen Bericht nennt. „Der Totenwald“ aber ist weitaus mehr, erzählt der Dichter darin doch von der Zeit, die er vor 70 Jahren als Häftling 7188 im KZ Buchenwald verbringen mußte. Es ist ein Buch über Menschlichkeit und Unmenschlichkeit, über die aufrechte Haltung und über menschliche Schwächen, ein Buch, das auch in unserer Zeit noch so viel zu sagen hat. Jetzt als Band 1425 in der Bibliothek Suhrkamp erschienen (mit einem Essay von Klaus Briegleb, 184 Seiten, geb., 13,80 Euro). *SiS*

Begabt, geschickt und mächtig

Sachsen-Anhalt spürt starken Frauenpersönlichkeiten des 18. Jahrhunderts nach

Von Helga Schnehagen

Wer glaubt, das Thema Emanzipation sei abgehakt, der irrt. Gerade in diesem Jahr werden starke Frauen besonders in den Fokus gerückt. In Goslar hat man ihnen sogar ein eigenes Denkmal gesetzt – Deutschlands erstes. In der Öffentlichkeit und in der Kunst seien bemerkenswerte Frauen auch heute noch wesentlich weniger präsent als ebenso bedeutende Männer, meinten die Frauen der Region und gründeten einen Initiativkreis mit dem Ziel, dieses zu ändern.

Die Bildhauerin Eike Geertz aus Sankt Andreasberg gab dem Anliegen Gestalt. Ihre gut einen Meter hohe Skulptur steht auf einem ebenso hohen Metallsockel. Eine „Starke Frau“ aus Diabas-Gestein, gleichermaßen sanft und schroff, rund und eckig, stark und verletzlich.

Zu aufschlußreichen Begegnungen mit Frauen, die Wissenschaft, Kultur und Politik zunehmend selbstbewußt mitgestaltet haben, lädt dieses Jahr zudem das Land Sachsen-Anhalt ein auf seiner sechsten Reise ins 18. Jahrhundert, die Epoche der Aufklärung.

Mit Dorothea Christiane Erxleben (1715–1762) wohnte in Quedlinburg am Nordost-Rand des Harzes eine der herausragendsten Persönlichkeiten jener Zeit. Als erste Frau in Deutschland promovierte die hochgelehrte Arzttochter 1754 an der medizinischen Fakultät von Halle. Erst knapp 150 Jahre später wurde die nächste Frau für den Arztberuf zugelassen.

Auf ihr Ersuchen hin hatte Friedrich der Große Dorothea bereits 1741 die königliche Sondererlaubnis zur Promotion erteilt. Doch durch ihre Heirat 1742 hatte sie umfangreiche Pflichten übernommen, als Mutter für fünf Stiefkinder, wozu noch vier eigene kamen, und als Pfarrfrau. Das hielt sie aber nicht davon ab, weiterhin Kranke zu behandeln. Als drei Kollegen ihr Kurpfuscherei vorwarfen, war sie gezwungen, die Graduierung nachzuholen. Lebte sie heute, Ursula von der Leyen wäre stolz auf sie. Eine Ausstellung zu Leben und Werk der Pionierin zeigt das Klopstockhaus am Fuße des Schloßbergs in Quedlinburg.

Zu den stärksten Frauen der Geschichte zählt zweifellos Prinzessin Sophie Auguste Friederike von Anhalt-Zerbst (1729–1796), die als Zarin Katharina II. von Rußland politische Karriere machte. Durch Intervention Friedrichs des Großen war sie 1744 an den Zarenhof in St. Petersburg gelangt. 1762, knapp 20 Jahre später, regierte sie dort als Alleinherrscherin. Im Festsaal des Kavalierhauses auf der Schloßfreiheit (neben der Tourist-Information), einer Hofbeamtenwohnung von 1707, gibt die Stadt Zerbst in barockem Ambiente Einblicke in das Leben ihrer größten Tochter.

Über Mangel an Macht brauchten auch die Äbtissinnen des reichsunmittelbaren, freiweltlichen Damenstifts von Quedlinburg nicht zu klagen. Die im Gründungsjahr 936 festgelegten Rechte sicherten dem Stift über 800 Jahre freie Äbtissinnenwahl und eigene Immunität. Mit dem Status von Königinnen unterstanden deren Vorsteherinnen nur dem Kaiser und dem Papst.

Das die Stiftskirche umschließende Renaissance-Schloß erfuhr im 18. Jahrhundert seine letzten großen Umbauten.

Unter Maria Elisabeth, Herzogin von Holstein-Gottorp, Äbtissin von 1718 bis 1755, wurden vor allem die Prunkgemächer aufwendig umgestaltet. Sie sind heute als Schloßmuseum zu besichtigen.

Maria Elisabeths Nachfolgerin Anna Amalie (1723–1787), die jüngere Schwester Friedrichs des Großen, war von 1756 bis zu ihrem Tod die vorletzte Vertreterin der stolzen Herrscherinnen über den Schloßberg.

Musikalisch begabt, musizierte und komponierte sie leidenschaftlich gern, was sie zu einer viel beachteten Komponistin machte. Unter den Vertonungen der Preußenprinzessin finden sich auch Zeilen der Dichterin Anna Louisa Karsch (1719–1791). In ärmlichen Verhältnissen in Schlesien und Polen aufgewachsen, und im Schreiben und Lesen nur mit Grundkenntnissen ausgestattet, gelang ihr dennoch der Durchbruch. Schon zu Lebzeiten hatte man der Dichterin ein Denkmal errichtet. Die Bildsäule wurde zuerst im Halberstädter Landschaftspark Spiegelsberge aufgestellt. Heute steht sie im Gleimhaus am Halberstädter Domplatz. Inzwischen Museum, schaut man hier dem geistigen Deutschland des 18. Jahrhunderts direkt ins Angesicht – dank der einzigartigen Porträtsammlung.

Inwieweit Friedrich der Große seine Finger bei der Heirat von Prinzessin Louise (1750–1811) aus der preußischen Nebenlinie Brandenburg-Schwedt mit dem anhalt-dessauischen Fürsten Franz im Spiel hatte, ist nicht bekannt. Irgendwie eingemischt hatte er sich aber gewiß.

Da der Vater des Fürsten und die Mutter der Prinzessin Geschwister waren, heirateten sie 1767 als Cousin und Cousine. Bei der anfangs wohl recht glücklichen Verbindung kam es 1785 zur Separation, welche die Fürstin Louise von Anhalt-Dessau jedoch nicht von den offiziellen Auftritten entband.

Damit durfte die Fürstin zwar die Mädchenschule in Wörlitz gründen. In punkto Selbstverwirklichung blieb ihr aber letztlich nur die Freundschaft starker Frauen, die sich von ihren Ehemännern emanzipiert hatten und ein selbstbestimmtes Leben führten. Eine von ihnen war die deutschbaltische Dichterin Elisa von der Rekke (1754–1833). 1781 geschieden, lernte sie 1784 den Schriftsteller August Tiedge kennen, mit dem sie seit 1804 dauerhaft zusammenlebte. Ein für die damalige Zeit höchst pikantes, wenn nicht gar unmögliches, Verhältnis.

Über ihre Schwester, die mit dem Herzog von Kurland verheiratet war, hatte die geborene Gräfin von Medem dennoch Zugang zu den Königshöfen in Berlin und Warschau. Neben Friederike Brun und Sophie LaRoche war Elisa von der Recke die produktivste Reiseschriftstellerin der Goethe-Zeit. Doch damit begnügte sich die selbstbewußte Autorin nicht. 1779 enttarnte sie den Alchemisten und Hochstapler Cagliostro, den bis dahin die aristokratischen Kreise ganz Europas hofiert hatten. Ihre Enthüllungs-Story würde noch heute dem Journalismus alle Ehre machen.

Selbst kinderlos, zog sie „nebenbei“ insgesamt 13 Pflegetöchter auf. Im Luisium, einem intimen Schlößchen bei Dessau, wo Fürstin Louise ihre intellektuellen Freunde empfing, trifft man auf die selbstbewußte Publizistin in einem von Gottlieb Schiffner gemalten Porträt. Das Bild einer glücklichen Frau.

Der Fürstin selbst, gefangen im Spannungsfeld zwischen Anpassung und Aufbruch, Abhängigkeit und Selbständigkeit, blieb zur Niederschrift nur das Tagebuch. Seit 2005 transkribiert und ausgewertet, stehen die mehrere 1000 Seiten zählenden Aufzeichnungen jetzt im Mittelpunkt der Ausstellung im Haus der Fürstin am Wörlitzer Kirchplatz.

Bis 28. September soll Louise damit aus dem Schatten ihres Gemahls Franz gerückt werden, der 69 Jahre lang als Landesfürst regierte und als Schöpfer des Gartenreichs Dessau-Wörlitz bereits zu Lebzeiten alle Bewunderung auf sich gezogen hatte.

Daß unter bestimmten Voraussetzungen (schon) damals das Dasein als Single-Frau nicht die schlechteste – vielleicht sogar die beste – Variante war, haben die Schwestern Anna Wilhelmine (1715–1780) und Henriette Amalie (1720–1793) bewiesen, die unverheirateten Töchter des Fürsten Leopold I. von Anhalt-Dessau und seiner Gemahlin Anna Luise. Dem tat selbst Henriette Amalies folgenschwerer Fehltritt mit dem Sohn des Hofjägers keinen Abbruch. Im Gegenteil. Eine beachtliche Apanage und geschickt verwalteter Grundbesitz ermöglichten beiden Schwestern ein unabhängiges Leben in Wohlstand.

Anna Wilhelmine verstarb als reichste Frau in Anhalt. Das von ihr 1752 / 57 errichtete Rokoko-Schloß in Mosigkau bei Dessau wird heute liebevoll das „Kleine Sanssouci“ genannt. Der Besucher entdeckt dort einen zauberhaften Spiegelsaal mit einer Gemäldegalerie herausragender niederländischer Meister.

Henriette Amalies Sammelleidenschaft bildet heute den Grundstock der Anhaltinischen Gemäldegalerie im Dessauer Georgenpark, der bedeutendsten Sammlung alter Malerei und Graphik in Sachsen-Anhalt. Auf die Fürstentochter geht neben den Beständen niederländischer Malerei vor allem die einmalige Auswahl Frankfurter Maler der Goethezeit zurück.

Kostenloses Jahresprogramm sowie Faltblatt „Frauen im 18. Jahrhundert“ über Info-Telefon Sachsen-Anhalt (0 18 05) 37 20 00 (0,14 Euro / Minute aus dem deutschen Festnetz, Mobilfunktarife abweichend) sowie im Internet unter www.sachsen-anhalt-tourismus.de



Schloß Luisium in den Wörlitzer Anlagen: Hier empfing die Fürstin Louise ihre intellektuellen Freunde. Foto: Schütze / Rodemann

Wissen mit Freuden weitergegeben

Vor 30 Jahren wurde das China-Studio »Die Bambusbrücke« gegründet

Von Silke Osman

Wenn in wenigen Wochen die Olympischen Spiele in Peking eröffnet werden, dann richten sich die Augen der Weltöffentlichkeit einmal mehr auf China. Noch immer ist das Land der Mitte mit seiner jahrtausendealten Kultur ein Land voller Rätsel für die meisten Europäer. Auch wenn der Bambusvorhang sich nach und nach ein wenig angehoben hat, durch Reisemöglichkeiten oder durch Literatur, so bleibt vieles den Menschen im Westen doch verschlossen. Das Wissen um China, seine Kultur und Menschen zu erweitern, hat sich eine Initiative zum Ziel gesetzt, die vor 30 Jahren in Baden-Württemberg gegründet wurde. Gemeinsam mit ihrem in Peking geborenen Adoptivsohn Hu Hsiang-fan rief Carla Steenberg, geborene Wiechert, 1978 die „Bambusbrücke“ ins Leben. Die „durch einen Zufall“ in Neuhausen bei Königsberg geborene Tochter aus Masuren stammender Eltern lehrte von 1972 bis 1974 als Dozentin für Deutsche Literatur und Rhetorik an der Universität für Chinesische Kultur in Taipeh / Taiwan. Dort studierte auch Hu Hsiang-fan Germanistik. Später ging er nach Heidelberg und ließ sich dann bei Professor Lips in Gesang ausbilden.

Mit Vorträgen, Seminaren, Mal- und Kalligraphiekursen, mit Ausstellungen namhafter chinesischer Künstler, Lieder- und Rezitationsabenden, aber auch mit Publikationen macht „Die Bambusbrücke“, wie sie ihr Studio nannten, um den Brückenbau zwischen Ost und West deutlich zu machen, auf die reiche chinesische Kultur aufmerksam. Seit 2002 bietet „Die Bambusbrücke“ außerdem auch Kulturreisen nach China an, die Hu Hsiang-fan fachkundig leitet.

Seit 1984 schon kann man darüber hinaus in der ersten chinesischen Tee-Schule in Deutschland die außergewöhnliche Kunst des Tee-Trinkens erlernen.

„China – Land zwischen Himmel und Erde – Einführung in Philosophie und Weltsicht“ ist der Titel eines neuen Buchs der „Bambusbrücke“. Der Autor Hu Hsiang-fan stellt es im Stuttgarter Linden-Museum vor, und Carla Steenberg wird während einer Tee-Stunde daraus vorlesen.

Es sind erfolgreiche drei Jahrzehnte gewesen, auf die die Erbauer der „Bambusbrücke“ zurückblicken können. Beharrlich fügten sie Pfeiler für Pfeiler aneinander, so daß diese Brücke tragfähig wurde. Die Erkenntnis des weisen Konfuzius erfüllte sich so mit Leben: „Macht es nicht Freude, an andere weiterzugeben, was man selber gelernt hat?“

Die Buchpräsentation im Linden-Museum Stuttgart, Staatliches Museum für Völkerkunde, Wannersaal, Hegelplatz 1, 70174 Stuttgart, findet am 19. Juli, von 14.30 Uhr bis 16.30 Uhr statt. Mehr Informationen bei der Bambusbrücke, Lutherstraße 27, 71576 Burgstetten, Telefon (0 71 91) 98 04 86, oder im Internet unter www.bambusbruecke.de.



Die Gründer der „Bambusbrücke“: Carla Steenberg und ihr Adoptivsohn Hu Hsiang-fan bei der traditionellen chinesischen Teezeremonie Foto: privat

»Antifaschist« mit braunen Flecken

Erwin Strittmatters geschönter Lebenslauf

Von Jörg B. Bilke

Bis zum 8. Juni 2008 konnte der im SED-Staat bekannte und berühmte Volksschriftsteller Erwin Strittmatter (1912–1994) einen einwandfrei proletarischen Lebenslauf vorweisen. Zwei Jahre vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs als „Sohn eines Bäckers und Kleinbauern“, wie in DDR-Lexika lobend vermerkt wird, in der Niederlausitz geboren, besuchte er bis zur Mittleren Reife das Realgymnasium in Spremberg und arbeitete in den Jahren 1930/34 als Bäkker im väterlichen Betrieb. Danach wurde er, als Mitglied der inzwischen verbotenen „Sozialistischen Arbeiterjugend“, wegen kommunistischer Umtriebe in der märkischen Stadt Döbern vorübergehend in „Schutzhaft“ genommen und arbeitete dann in den verschiedensten Berufen: als Tierpfleger, als Kellner, Chauffeur, Landarbeiter und zuletzt als Hilfsarbeiter. Im Jahr des „Rußlandfeldzugs“ 1941 wurde er eingezogen und, so gibt das DDR-Schriftsteller-Lexikon von 1974 verkürzt Auskunft, „desertierte als Soldat der Hitlerwehrmacht gegen Ende des Krieges“. Auch nach 1945 setzte Erwin Strittmatter sein unstetes Leben fort: Er arbeitete auf einem Obstgut, war Bäcker bei seinem Vater, versorgte die angegliederte Landwirtschaft als Kleinbauer und bekam durch die Bodenreform ein Stück Land zugewiesen, das er als „Neusiedler“ bewirtschaftete. Zugleich aber war er Amtsvorsteher für sieben Gemeinden, „Volkskorrespondent“ und später Lokalredakteur einer Zeitung. Im Jahr 1947 trat er der SED bei und besuchte die Kreisparteischule. In seiner Freizeit aber schrieb er an seinem ersten Roman, der 1950 unter dem Titel „Ochsenkutscher“ erscheinen sollte.

Der proletarische Nachwuchsautor war schließlich 38 Jahre alt, als sein Aufstieg in die angeblich „herrschende Klasse“ der Arbeiter und Bauern nicht mehr aufzuhalten war. Der damals noch lebende Stückeschreiber Bertolt Brecht (1898–1956) vom Ost-Berliner „Theater am Schiffbauerdamm“, der den jungen Kollegen nach Kräften förderte, sagte damals voller Stolz über Erwin Strittmatter, er wäre „nicht aus dem Proletariat aufgestiegen, sondern mit dem Proletariat!“ So bekam er für sein erstes Theaterstück „Katzgraben“ (1953) im selben Jahr den „Nationalpreis“ verliehen, einen zweiten 1955 für den Jugendroman „Tinko“ (1954). Wenig bekannt ist, daß in einigen Kapiteln auch das Schicksal von Flüchtlingen und Vertriebenen auf dem Land berührt wurde. Der dritte „Nationalpreis“ kam 1964 und galt dem von der Partei diskutierten und fast verbotenen Roman „Ole Bienkopp“ (1963). In der Gestalt des Ole Hansen agierte dort ein eigensinniger Bauer, der als Aufrührer auftrat und, noch bevor die Kollektivierung der Landwirtschaft in Ost-Berlin beschlossen war, die „neue Bauerngemeinschaft“ gegründet hatte.

Mit den beiden Romantrilogien „Der Wundertäter“ (1957 / 1973 / 1980) und „Der Laden“ (1983 / 1987 / 1992) hat sich Erwin Strittmatter einen festen Platz in der DDR-Literatur erschrieben und wurde dafür mit Preisen und Auszeichnungen belohnt. Als er am 31. Januar 1994 im Alter von 81 Jahren starb, war er ein hochangesehener Schriftsteller, dessen Romane den Untergang des DDR-Sozialismus 1989/90 überlebt hatten. Noch 1996 wurde das Spremberger Gymnasium, das er bis 1929 besucht hatte, nach ihm benannt.

Wären da nicht einige ungeklärte Punkte in seinem offiziellen Lebenslauf gewesen, so wäre Genosse Erwin Strittmatter als einer der bedeutendsten Vertreter der DDR-Literatur in die Geschichte eingegangen, der über sich selbst sagen konnte, ohne die DDR „wäre ich nicht nur nicht der Schriftsteller geworden, der ich bin, sondern überhaupt kein Schriftsteller“. Aber jedem aufmerksamen Beobachter mußte auffallen, daß schon im DDR-Schriftsteller-Lexikon von 1974, was die Jahre 1934 bis 1945 betraf, eine erhebliche Lücke in der Biographie klaffte. Wo war er als Soldat der „Wehrmacht“ eingesetzt, bevor er, wie man heute weiß, im Februar 1945 Fahnenflucht beging? Im Jahr 2000 konnte man im West-Lexikon „Wer war wer in der DDR?“ Näheres erfahren. Danach wurde der spätere Sozialist 1941 zur „Schutzpolizei“ einberufen und arbeitete als Oberwachtmeister in der Schreibstube. Das „Reserve-Polizei-Bataillon 325“, dem er diente, war in Slowenien, Österreich, Finnland und Griechenland eingesetzt. Drei Jahre später, 1944, arbeitete er in der Reichshauptstadt Berlin in der Film- und Bildstelle der „Ordnungspolizei“, die er nach einem Bombenangriff verließ, um unterzutauchen. Was waren „Schutzpolizei“ und „Ordnungspolizei“ und welche Aufgaben hatten sie im Krieg zu verrichten?

Den Berliner Schriftsteller und Literaturwissenschaftler Werner Liersch (1932) haben diese mageren Angaben im Lebenslauf eines Kollegen nicht ruhen lassen. So ist er, Aufklärer aus DDR-Erfahrung, in mehreren Archiven fündig geworden und hat seine Forschungsergebnisse am 8. Juni in der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“ veröffentlicht. So wurde Erwin Strittmatter im April 1941 nicht zur „Schutzpolizei“, sondern zur „Ordnungspolizei“ einberufen. Diese Polizeitruppe, der er angehörte, wurde im Spätherbst 1941 zur Objektbewachung in Slowenien und 1942 zum Schutz des Hinterlandes an der Karelischen Front in Finnland eingesetzt, bevor er im Sommer 1942, auf Befehl Heinrich Himmlers, des „Reichsführers SS“, noch einmal nach Slowenien abkommandiert wurde zur „Bandenbekämpfung“. Hier soll es zum „Massaker von Bistrica“ gekommen sein, an welchem der Regimentsschreiber Erwin Strittmatter nicht unmittelbar beteiligt war, das er aber, wie andere Kriegsereignisse auch, säuberlich aufzuzeichnen hatte.



Das Andenken bewahren: Historischer Tresen in der Erwin-Strittmatter-Gedenkstätte „Der Laden“ in Bohsdorf südlich von Cottbus Foto: pa

Im Dezember 1942 wurde die Einheit nach Griechenland verlegt und ab dem 24. Februar 1943 als „SS-Polizeiregiment“ geführt, das im Juni 1944 zu „Säuberungsaktionen“ auf die Halbinsel Peloponnes befohlen wurde. SS-Mann Erwin Strittmatter, der in seiner Erzählung „Grüner Juni“ (1985) diese Vorfälle verschweigt, hatte Kenntnisse ungeheuren Ausmaßes über die von seiner Einheit begangenen Verbrechen, ohne daß er sich in einem Schreibakt, wenn auch nur in fiktiver Form, davon befreit hätte. Aber dadurch war er erpreßbar geworden, da anzunehmen ist, daß die „Zentrale Partei-Kontroll-Kommission“ wie auch die „Staatssicherheit“ über sein unterschlagenes Vorleben im Krieg informiert waren. So wurde er am 11. Juni 1959, nachdem es vorher bereits mehrere Treffen mit MfS-Leutnant Benno Paroch gegeben hatte, unter dem Decknamen „Dollgow“ als „Geheimer Informator“ angeworben, der bis 1964 allerlei Wissenswertes über Kollegen aus Vorstand und Mitgliedschaft des Schriftstellerverbands berichten konnte.

Meldungen



Aufklärung über Kommunismus

Berlin – „Du sollst Dich erinnern!“ lautet für die einstige DDR-Bürgerrechtlerin und heutige Publizistin Freya Klier das elfte Gebot. „Warum der Abschied vom Kommunismus so schwerfällt“ hieß das Thema einer Tagung der Evangelischen Akademie. Liegt es an Nostalgie oder Phantomschmerz? Klier sieht den Kommunismus keineswegs als verschwunden an, er habe sich gegenwärtig nur für eine Übergangszeit „eingepuppt“. Im übrigen sei Kommunismus nie das Gegenteil von Kapitalismus gewesen, sondern stehe in seiner Geschichte für Ausbeutung und geistige Unterdrückung. Sie setzte sich dafür ein, auf immer neuen Wegen Schülern zu erklären, wie eine Diktatur entsteht. Das sei nötig, weil gerade Lehrer in den ostdeutschen Ländern mit der PDS sympathisierten. Die SED habe darauf geachtet, daß möglichst nur Genossen an die Schulen kamen. Zumindest ist daran richtig, daß nach dem Geburtenrückgang und den deshalb kleiner werdenden Schulen in den neuen Ländern nur wenig neue Lehrer eingestellt wurden. *idea*

Yoga-Park in den Bergen

Friedberg – Stille ist das Elixier des Yoga! Dieser uralten heiligen Wissenschaft, die den Menschen zu Kraft, Gesundheit, Ausgeglichenheit und innerem Frieden führt. Inmitten unberührter Natur, umgeben von Wäldern und Almwiesen, hat ein Yoga-Park mit rund 6000 Quadratmetern in der oststeirischen Wechselalpe nahe Friedberg eröffnet (www.yoga-park.at). Ausgestattet mit einem Seminarhaus, lädt er Anfänger und Fortgeschrittene zu Kursen, Seminaren und Ausbildungen ein. Einmalig sind der spirituelle Garten und Österreichs erster Yoga-Lehrpfad. Die Höhenlage von rund 1000 Metern sorgt nicht nur für angenehme Temperaturen im Sommer und frische, klare Luft, sondern auch für eine ausgezeichnete geistig-spirituelle Atmosphäre. *H. S.*

Hat bald jeder Anspruch auf einen Schulabschluß?

Merkel macht Bildung zur Chefsache – Zusammenhang zwischen sozialer Schicht und Befähigung

Von George Turner

Es ist ein löblicher Vorsatz der Bundeskanzlerin, das Thema „Bildung“ zur Chefinnensache zu machen. Wenn die Bildungsrepublik ausgerufen wird, sollte man sich im klaren darüber sein, daß es sich um Fragen der Ausbildung handelt, nicht in erster Linie um Bildung im Sinne dessen, was ein sogenanntes Bildungsbürgertum an Allgemeinwissen aus Literatur, Kunst und Historie für zwingend notwendig hält. Wobei es nicht verkehrt wäre, wenn bei Schulabsolventen mehr davon vorhanden wäre. Es ist gelegentlich erschreckend, daß selbst Abiturienten Lücken in Bereichen aufweisen, von denen man meint, Kenntnisse darüber gehörten zum festen Bestandteil des Wissens eines durchschnittlich gebildeten Menschen. Zwar darf man nicht vergessen, daß über das, was zur Allgemeinbildung gehört, zu allen Zeiten gestritten wurde; es ist auch offensichtlich, daß die Jugendlichen von heute über ein Wissen auf technischem Gebiet verfügen, von dem die ältere Generation noch nicht einmal geträumt hat. Dennoch: Wenn es hier kein Defizit bei vielen nach der Schule gäbe, könnte zum Beispiel Dietrich Schwanitz mit seinem „Bildung: alles was man wissen muß“ nicht einen solchen Erfolg haben.

Bei der Initiative der Bundeskanzlerin geht es aber nicht darum. Hier geht es um das Einüben von Fertigkeiten und den Erwerb von Kenntnissen, die für eine berufliche Tätigkeit erforderlich sind. Und auch da sind erschreckende Lücken feststellbar. So wird immer wieder darüber geklagt, daß Absolventen der Hauptschule nicht ausbildungsfähig seien, weil ihnen elementare Kenntnisse im Rechnen, Schreiben und Lesen fehlten, abgesehen von sozialen Kompetenzen, wie Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit und Ordnungssinn.

Zahl der Studenten soll erhöht werden

Unabhängig davon, ob der Anteil der Studierenden an der gleichaltrigen Bevölkerungsgruppe gesteigert werden sollte, ob ein Studium auch ohne Abitur möglich ist, wie der Anteil der Arbeiterkinder oder derer mit Migrationshintergrund gehoben werden kann, wird die Existenz von 16 Bildungsrepubliken Schwierigkeiten bereiten. Hier mögen Bewertung, Transparenz, Wettbewerb und koordinierende Bemühungen der Kultusministerkonferenz zwar hilfreich sein. Zum Teil hat die erst kürzlich umgesetzte Föderalismusreform aber auch Kleinstaaterei zur Folge.

Und was macht man in der Praxis mit den Jugendlichen, die nicht fähig oder nicht willens sind, die Angebote anzunehmen? Ein Programm, wie es die SPD vorschlägt, wonach jeder einen Anspruch auf einen Hauptschulabschluß hat, ist irreführend. Damit wird der Eindruck erweckt, jeder müsse mit dem Zertifikat ausgestattet werden, gleichgültig wie schwach die erbrachten Leistungen waren. Es geht nicht um einen Anspruch, sondern um die Möglichkeit des Nachholens. Diese besteht bereits. Beglückt man jeden mit einem Abschlußzeugnis, auch wenn die Voraussetzungen nicht vorliegen, entwertet man die Ergebnisse derer, die den Anforderungen genügen. Man sollte zur Kenntnis nehmen, daß die Befähigungen der Menschen unterschiedlich sind und daß dies nur bedingt kaschiert werden kann, wie etwa dadurch, daß jedem ein Minimalzertifikat ausgestellt wird.

Neben der Gruppe derjenigen, deren Befähigung nicht ausreicht, gibt es die Unwilligen, Unvernünftigen, die nicht ansprechbar sind, sich allen Versuchen, sie zu integrieren, entziehen. Es ist sicher erforderlich, alle Anstrengungen zu unternehmen, auch diese Gruppe einzubeziehen. Aber man macht sich etwas vor, wenn man meint, der Erfolg werde zu 100 Prozent eintreten. Auch wenn die Wortwahl unpassend erscheinen mag: Bildungsrepublikflüchtlinge solcher Art wird man nicht bei der Stange halten können.

Es entspricht zwar nicht der political correctness, aber fragen wird man doch noch dürfen: Kann es sein, daß auch ein Zusammenhang zwischen Befähigung und sozialer Schichtung besteht? Gewiß gibt es Beispiele dafür, daß auch aus problematischem Milieu hervorgegangene Jugendliche nicht nur begabt sind, sondern auch fähig, ihre Talente effektiv einzusetzen – und das nicht nur im Fußball. Wenn aber mit einem anklagenden Unterton festgestellt wird, daß der größte Anteil der Studierenden aus Akademikerfamilien kommt und der Prozentsatz aus Arbeiterfamilien unverhältnismäßig gering ist, wäre es doch folgerichtig, nach den Ursachen zu forschen.

Weichen müssen früh gestellt werden

Daß Familien mit ihrem Umfeld stimulierend wirken, steht außer Frage. Daß Kinder aus Familien mit einem akademischen Hintergrund es deshalb „leichter“ haben, kann man nachvollziehen. Aber ist es wirklich so, daß die Befähigungen breit gestreut sind und nur geweckt werden müssen oder gibt es einen Zusammenhang zwischen sozialer Schichtung und persönlichen Voraussetzungen zu schulischem Erfolg?

In den Zusammenhang gehört auch die Frage, ob es denn erfolgreich und sinnvoll sein kann, die Quote der Studierenden zu steigern. Die Koalitionsvereinbarung nennt als Ziel mindestens 40 Prozent der in Betracht kommenden Altersgruppe, das heißt der 20- bis 25jährigen. Derzeitig sind zirka 35 Prozent eingeschrieben. Erreicht werden soll die Steigerung durch Anreize, Kinder aus sogenannten bildungsfernen Schichten zur Hochschulreife und zum Studium zu führen. Dabei ist auch an Jugendliche mit Migrationshintergrund gedacht. So richtig es ist, allen Talentierten die Chance für eine weiterführende Ausbildung zu ermöglichen, so problematisch ist es aber auch, hier etwa eine Quotenregelung anzustreben, derart, daß der Anteil an Arbeiterkindern, der derzeit in der Tat gering ist, auf das Niveau des Nachwuchses von Akademikern gehoben werden sollte.

Die Bemühungen haben einen weiteren Haken. Dem akuten Mangel an Naturwissenschaftlern, besonders Ingenieuren, soll durch eine Werbung für das Studium begegnet werden. Dafür aber müssen die Weichen in der Schule gestellt werden. Verkürzung des Unterrichts in den naturwissenschaftlichen Fächern und eine verbreitete Technikfeindlichkeit haben sich als kontraproduktiv erwiesen.

So ist denn die neue Initiative gewiß gut gemeint; ob sie auch Gutes bewirkt, bleibt abzuwarten.

Heinz Nawratil

Heinz Nawratil
Die deutschen Nachkriegsverluste

Gestützt auf amtliche Dokumentationen und internationale Studien belegt der Verfasser die kaum bekannte Tatsache, dass sie so genannte Befreiung in den Jahren 1945 – 1948 mehr Deutsche das Leben gekostet hat als Diktatur und Krieg in den Jahren 1933 – 1945.

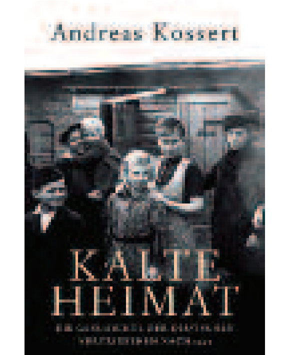
Aus dem Inhalt:
Inhaltsverzeichnis • Zum Geleit
1. Vorbemerkung:
Die europäischen Nachkriegsverluste
Zeittafel • Jugoslawien • Frankreich und Italien • Sowjetischer Machtbereich
2. Vertreibung
Zeittafel • Verluste an Menschenleben • Vertreibungsopfer und Verbrechensopfer
3. Kriegsgefangenschaft
Ausgangslage Jugoslawien • USA und Frankreich • UdSSR, CSSR und Polen
4. Verschleppung zur Zwangsarbeit
Historischer Überblick • Statistische Fragen
5. Der Einmarsch der Roten Armee in Mitteldeutschland und Österreich
Mitteldeutschland • Österreich
6. Konzentrationslager in der sowjetischen Besatzungszone
Zeittafel • Historischer Überblick • Exkurs: Lager im Westen
7. Hungerpolitik
8. Bilanz und Ausblick
Dokumentenanhang • Zu den europäischen Nachkriegsverlusten • Zur Vertreibung • Zur Kriegsgefangenschaft • Zur Verschleppung • Zum Einmarsch der Roten Armee • Zu den Konzentrationslagern in der SBZ • Zum Hunger in Westdeutschland • Amtliche Dokumentationswerke zum Thema • Anmerkungen • Orts- und Namenverzeichnis

Geb., 144 Seiten
Best.-Nr.: 6636, € 14,95

Preußenadler-Anstecker



Preußenadler-Anstecker
Größe: 18 x 18 mm, emaillierte Oberfläche
Best.-Nr.: 6634, € 3,95



Andreas Kossert
Kalte Heimat
Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945
Geb. Buch, 432 Seiten
Best.-Nr.: 6558, € 24,95

Zogen einst fünf wilde Schwäne
24 Lieder aus Ostpreußen

Inhalt:
1. Ännchen von Tharau
2. Die Erde braucht Regen
3. Sag, wohin fährst du
4. Hab' ein Gärtlein
5. Reiter, schmuck und fein
6. Das Feld ist weiß
7. Wir kommen herein



8. Leute, steht auf
9. Ach, Voader, leewste Voader
10. Ging ein Weiblein Nüsse schütteln
11. Es dunkelt schon in der Heide
12. Abends treten Elche aus den Dünen
13. Laßt uns all nach Hause gehen
14. Zeit zu gehen ist's
15. Zogen einst fünf wilde Schwäne
16. An des Haffes anderm Strand
17. 0 käm das Morgenrot heraufl
18. Et wär emoal twee Schwestre jung
19. Es stand am Rain ein Hirtenhund
20. Gehen will ich
21. Land der dunklen Wälder
22. Freiheit, die ich meine
23. Der Vogel singt
24. Eine Birke seh ich stehen

Ausführende: Carola Bükklers-Sonne, Sopran, Raika Maier, Alt, Kolja Hosemann, Tenor, Wolfgang Treutler, Baß, Henning Demgenski, Violine, Katharina Kowalski, Violine, Klaus Dieter Bachmann, Viola, Hannelore Bachmann-Michel, Violoncello, Katharina Bunners, Kontrabaß, Solveig Nachtmann, Querflöte, Herbert Carstens, Klarinette, Roland Funck, Gitarre, Leitung: Eike Funck

Laufzeit ca. 50 Min
Best.-Nr.: 1424

statt € 15,90 nur € 14,95

Elchschaufel-Manschettenknöpfe



Elchschaufel-Manschettenknöpfe
Maße: 18mm hoch, 15 mm breit, emaillierte Oberfläche, Lieferung in Geschenkschachtel
Best.-Nr.:6643, € 14,95

Elchschaufel-Anstecker



Elchschaufel-Anstecker
Maße: 15 x 15 mm, emaillierte Oberfläche
Best.-Nr.: 6642, per Stück € 2,95

Daniel Heintz
„Größte Zumutung…“
Vergehen gegen die historische Wahrheit
Über die angeblichen und tatsächlichen Verbrechen der Wehrmacht in Polen im September/ Oktober 1939

MIT ZWEI WANDERAUSSTELLUNGEN, die das umstrittene linke „Hamburger Institut für Sozialforschung“ (HIS) konzipiert hatte, verbreitete es zwischen 1995 und 2004 öffentlichkeitswirksam die Behauptung, die deutsche Wehrmacht habe sich im Rußlandfeldzug systematischer Verbrechen schuldig gemacht und gar einen "Vernichtungsfeldzug" geführt. Obwohl die erste Ausstellung harsche Historikerschelte bezog und wegen grober Fehler zurückgerufen und grundlegend umgestaltet werden mußte, hatte das HIS sein Ziel erreicht: nämlich die Wehrmacht pauschal anzuklagen und Mißtrauen gegen eine ganze Generation zu säen.
DOCH DAMIT NICHT GENUG, eine Folgeausstellung trat an, wurde zuerst in Polen und dann in Deutschland gezeigt. Ihr Titel: „Größte Härte...“ Der Ausstellungsmacher Jochen Böhler beruft sich auf die ersten Anti-Wehrmachtausstellungen und verkündet im Katalog zur Wanderausstellung sowie in einer Monographie, bereits seit Beginn des Polenfeldzuges habe die Wehrmacht einen „Vernichtungsfeldzug“ gegen die polnische Bevölkerung geführt.
DIESER ANSCHULDIGUNG ist der Historiker Daniel Heintz nachgegangen. Er hat im Bundesarchiv in den Originaldokumenten und -berichten recherchiert und ist zu erschreckenden Ergebnissen gekommen: Böhler hat Aussagen aus dem Zu sammenhang gerissen, Dokumente gänzlich umgedeutet, Entlastendes unter den Tisch fallen lassen, bloß um seine These einer pauschal verbrecherischen Wehrmacht zu „beweisen“! In der ruhigen Diktion eines Geschichtswissenschaftlers widerlegt Heintz nachdrücklich die Anschuldigungen Böhlers unter Nennung zahlloser Quellen, die dieser verschwiegen hat, und kommt zu dem Ergebnis, daß dessen Behauptungen sowie seine Schriften eine „Größte Zumutung...“ und nichts weniger als Geschichtsfälschung sind.
Mit einem Vorwort des Historikers Dr. Franz Uhle-Wettler.
Kart., 110 Seiten
Best.-Nr.: 6441, € 12,90

Nur noch wenige Exemplare!

lesensWERT! Die Buchempfehlung des Preußischen Mediendienstes!

PMD Preußischer Mediendienst

Oliver Rieckmann empfiehlt...

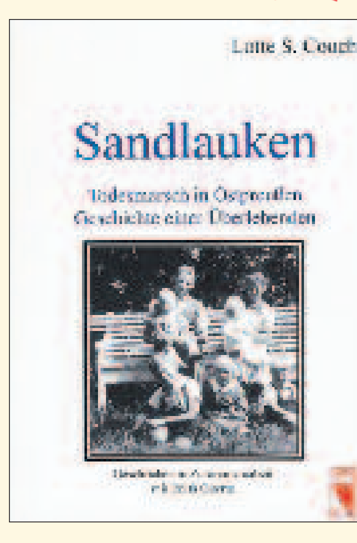
Lotte S. Couch
Sandlauken
Todesmarsch in Ostpreußen

Sonderangebot – Exklusiv für die Leser der PAZ!

Geschichte einer Überlebenden
Die Leiden der 1945 in Ostpreußen zurückgebliebenen Deutschen beschreibt dieser Roman: Eine Landarbeiterfamilie aus dem Dorf Sandlauken kämpft nach dem Einmarsch der Roten Armee um die Existenz. Viele Familienmitglieder sterben auf dem Todesmarsch Hunderttausender von den Russen durchs Land getriebener Deutscher. Während die Menschen der Brutalität ihrer Bewacher, dem Hunger und den Strapazen zum Opfer fallen, besetzen Plünderer ihre Häuser. Edith Goertz, eine der wenigen Überlebenden ihrer Familie, reist ein halbes Jahrhundert später zusammen mit der Autorin in das heimatliche Sandlauken, wo die Realität des Schauplatzes für beide die Vergangenheit noch einmal präsent werden läßt.

Kart., 176 Seiten
Best.-Nr.: 2434

statt € 8,90 nur noch € 4,95



Willy Rosenau
Der Heimat Mutterlaut
Willy Rosenau singt Volkslieder und spricht heitere mundartliche Gedichte aus Ostpreußen

1. Wild flutet der See
2. Gruß an die kalte Heimat
3. Meiner Heimat Mutterlaut
4. Land der dunklen Wälder
5. Mein Jettchen
6. Öck bön emol öne Stadt gewöse
7. Ostpreußisches Liebesgestammel
8. Der Liebestrank
9. Das Flohche
10. Oh Mädchen vom Lande
11. Der verwunschene Poggerich



12. De Oadebar
13. Das kleine Mannche
14. Alte Leute
15. Wenn man bim Bure deent
16. Die Steinpilzkur
17. Das kranke Bein
18. De Buer häft e Äppelboom
19. Die beste Medizin
20. Omas Brille
21. Ging ein Weiblein Nüsse schütteln
22. Ostpreußische Speisekarte
23. Ein Pilzgericht
24. Pillkaller und Bärenfang
25. Preisgekrönt
26. Emtewiegenlied
27. Es dunkelt schon in der Heide

Best.-Nr.: 1058

€ 14,95

CD von BernStein

BernStein
Gloria + Halleluja

- Welch ein Freund bist Du, o Jesus
- Guter Mond, Du gehst so stille
- Die Lilien auf dem Feld
- Nehmt Abschied, Brüder
- Du grosser Gott
- Einsam bin ich
- Lausch seinem Wort
- Einen goldenen Wanderstab
- Vater im Himmel
- Schon seit 2000 Jahren
- Gloria und Halleluja
- Der Herr ist bei den Ärmsten



- Näher mein Gott zu Dir
- Paradies
- Lasset uns das Kindlein taufen

Best.-Nr.: 3562, € 15,0

Unsere Musikempfehlung – Die 22 schönsten Kinderlieder

Nymphenburger Kinderchor
Die 22 schönsten Kinderlieder

Inhalt:
1. Hopp, Hopp, Hopp, Pferdchen lauf Galopp...
2. Widele, Widele..
3. So geht es im Schnützelputzhäusel..
4. Es klappert die Mühle...
5. Zehn kleine Negerlein...
6. Trariro, der Sommer, der ist do...
7. Sum, sum, sum, Bienchen flieg herum..
8. Maikäfer, flieg...



9. Wenn die Betteleute tanzen...
10. Alleweil ein wenig lustig..
11. Laß doch der Jugend ihren Lauf...
12. Tanz, tanz, Lieselchen...
13. Heissa, Kathreinerle..
14. Stiefel muß sterben..
15. Die Tiroler sind lustig...
16. Grün, grün, grün sind alle meine Kleider...
17. Als ich einmal reiste..
18. Spannenlanger Hansel..
19. Petersilie, Suppenkraut...
20. Ein Jäger aus Kurpfalz...
21. Schneidri, Schneidra, Schneidrum..
22. Machet auf das Tor...

Spielzeit: 38.75 min
Best.-Nr.: 6625, € 12,95



Claus Neuber
Marsch aus dem Untergang
Geb., mit Schutzumschlag, 368 Seiten mit Abb.
Best.-Nr.: 6444, € 19,90

Ostpreußen-/Preußen-Manschettenknöpfe



Manschetten-Knöpfe
mit Preußenadler, Größe: 18 x 18 mm, emaillierte Oberfläche
Lieferung in repräsentativer Geschenkbox (siehe Abb.)
Best.-Nr.: 6633, € 14,95

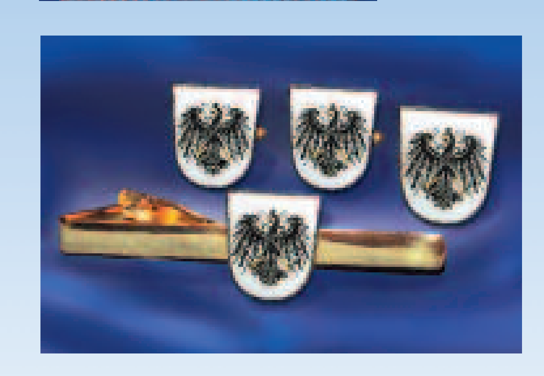
Herrenschmuck-Set "Ostpreußen"

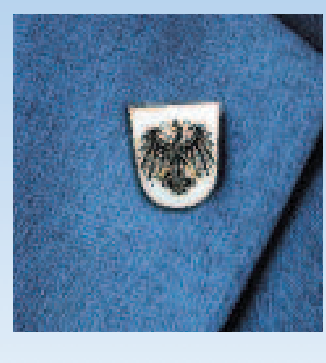


Edles Herrenschmuck-Set, bestehend aus: Manschettenknöpfen, Krawattenklemme und Anstecknadel (Pin).

Alle Schmuckstücke sind aufwendig emailliert. Lieferung in repräsentativer Geschenkbox (ohne Abb.)

Best.-Nr.: 5960
statt € 49,95 nur € 24,95





Schlüsselanhänger und Anstecknadeln

Alberten
Anstecknadeln in Gold oder Silber mit dem Brustbild des Herzogs Albrecht von Preußen, des Stifters der 1544 gegründeten Königsberger Universität. Ursprünglich war der Albertus das Erkennungszeichen der Königsberger Studenten. Sie trugen ihn an Mütze, Hut oder Revers und machten sich damit als Bürger der alma mater Albertina kenntlich. Später wurde er als sichtbares Zeichen der bestandenen Reifeprüfung von den Abiturienten in ganz Ostpreußen getragen. Auch heute noch lebt diese Tradition fort und viele Abiturienten tragen stolzerfüllt ihren Albertus.



Alberte klein
massive Ausführung an Nadel mit Sicherung, Höhe 20 mm, Breite: 17 mm (ohne Nadel)
Best.-Nr.: 6646, € 4,95

Alberte groß
massive Ausführung an Nadel mit Sicherung, Höhe 32 mm, Breite: 28 mm (ohne Nadel)
Best.-Nr.: 6645, € 6,95



Elchschaufel-Schlüsselanhänger
Best.-Nr.: 6638, € 4,95

Gisela Limmer von Massow spricht Gedichte und Balladen von
Agnes Miegel

Balladen
- Elfkönig
- Schöne Agnete
- Agnes Bernauerin
- Die Nibelungen
- Marie Antoinette
- La Furieuse
- Rembrandt
- Die Mär vom Ritter Manuel

Jugend und Alter
- Ich
- Mainacht
- Cranz
- Liebe
- Der Sterbesegen
- Wunderbares Weben
- An den Tod
- In meinen späten Tagen
- Liegt alles so weit



Heimat und Vertreibung
- Spruch
- Alte Heimat
- Die Frauen von Nidden
- Abschied von Königsberg
- Wagen an Wagen
- Zum Gedächtnis der Tiere
- Es war ein Land

Produktion: Agnes Miegel-Gesellschaft Bad Nenndorf
Aufnahme: Ulrich Klingel, Film Funk Fernseh Zentrum, Düsseldorf
Grafische Gestaltung: Daniel Dörnemann, Neuss

Best.-Nr.: 1106

€ 14,95

Achtung! Neue Adresse Achtung!

PMD Preußischer Mediendienst

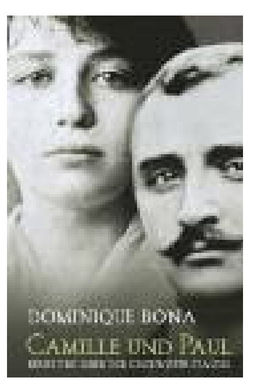
Bitte Bestellcoupon ausfüllen und absenden oder faxen an: Preußischer Mediendienst 28/08
Mendelssohnstraße 12 · 04109 Leipzig · Tel. (03 41) 6 04 97 11 · Fax (03 41) 6 04 97 12
Lieferung gegen Rechnung. Versandkostenpauschale € 4.00, Auslandslieferung gegen Vorkasse, es werden die tatsächlich entstehenden Portogebühren berechnet. Videofilme, DVDs und MCs sind vom Umtausch ausgeschlossen.

Bestellcoupon

Menge	Best.-Nr.	Titel	Preis

Vorname: Name:
Straße/Nr.: Telefon:
PLZ/Ort:
Ort/Datum: Unterschrift:

Über 1500 weitere Artikel finden Sie auch in unserem Internetshop www.preussischer-mediendienst.de



Berühmte Geschwister

Camille und Paul Claudel

Camille, die Bildhauerin, und Paul, der Dichter, zwei eigensinnige und grundverschiedene Geschwister, die sich jedoch ein Leben lang in ihrem künstlerischen Schaffen stark beeinflußten, sind Thema des Romans von Dominique Bona.

„Bevor ihre bisher miteinander verknüpften Schicksale sich trennten, bilden Bruder und Schwester ein Paar. In Paris haben ihre Bindungen sich noch vertieft. ,Die Claudels' – so wirken sie auf jene, mit denen sie verkehren – scheinen nicht mehr ohneeinander auskommen zu können. Auch wenn sie bei weitem nicht in allem übereinstimmen, unterhalten sie eine Liebesbeziehung. Sie unterstützen sich, sie ermutigen sich, kurz, sie lieben sich – komplizenhaft und solidarisch gegenüber dem Rest der Welt und als erstes gegenüber ihren Eltern."

Als der Vater, Louis Prosper Claudel, aus beruflichen Gründen in eine andere Stadt zieht, richtet er seiner Frau und den drei Kindern, Camille, ihrer jüngeren Schwester Louise Jeanne und Paul, eine Wohnung in Paris am Montparnasse ein. Dies ermöglicht es Camille, als 16jährige die private Académie Colarossi zu besuchen.

Frauen wurden zu der Zeit an der staatlichen Akademie zum Studium nicht zugelassen. Auch wenn die Mutter Camilles Leidenschaft für Bildhauerei mißbilligt, so wird sie jedoch von ihrem Bruder und ihrem Vater darin bestärkt.

1883 trafen Camille und der 43jährige Bildhauer Auguste Rodin zum ersten Mal aufeinander. „In Rodins Atelier hat sich Camille bald unentbehrlich gemacht. Nach ein paar Wochen, in denen sie Gips anrührte, läßt man sie Füße und Hände modellieren ... Die junge Künstlerin arbeitet nicht nur für den Bildhauer, jetzt posiert sie auch für ihn – wie Paul bald erfahren wird. ... Sicherlich hat Camille in Rodin den Mann gefunden, den sie suchte. Einen Mann, der sowohl ein Vater wie ein Freund, ein Geliebter ... ist."

Zum Teil sehr langatmig berichtet Dominique Bona in „Camille und Paul – Kunst und Leben der Geschwister Claudel" über das Leben Camilles und Pauls, zieht Parallelen zur deren privater und künstlerischer Entwicklung und verbindet die jeweilige Lebenslage mit den zu der Zeit geschaffenen Skulpturen beziehungsweise Gedichten und Theaterstücken.

Die Autorin vergleicht das Wesen Pauls mit dem von Rodin und versucht zu erklären, wie die an sich kluge Camille eine Liaison mit Rodin haben konnte, obwohl die Frau an seiner Seite, Rose Beuret, sogar einen Sohn mit ihm hatte. Eine Liebesgeschichte, an deren Ende jedoch für Camille nur Armut, Leid und geistige Verwirrung warten.

Etwas schwermütig und zu ausführlich, jedoch realistisch und gut recherchiert stellt Dominique Bona in „Camille und Rose" das Leben der Geschwister Claudel dar. *A. Ney*

***Dominique Bona: „Camille und Paul – Kunst und Leben der Geschwister Claudel"**, Knaus Verlag, München 2008, geb., 383 Seiten, 22,95 Euro*



Sensationelles Deutschland

Bildband bezaubert mit einmaligen Fotografien

In seiner Reihe „Faszination Erde" hat der Reise- und Karthographie-Verlag Wolfgang Kunth einen Bildband mit dem Titel „Deutschland" zum zehnten Verlagsjubiläum in einer besonders umfangreichen Magnum Edition herausgebracht. „Voller Vielfalt präsentiert sich Deutschland, das alte Kulturland, im Herzen Europas", heißt es im Text auf dem Buchrücken. Ein größeres Spektrum an Sehenswürdigkeiten zwischen zwei Buchdeckeln läßt sich in der Tat kaum denken. Gezeigt wird ein Querschnitt der Naturschönheiten und kulturellen Höhepunkte unseres Landes, von Schleswig-Holstein bis zu den Alpen, vom Rheintal bis zur Sächsischen Schweiz. Der Band enthält auf 480 Seiten über 1000 Farbfotos mit Motiven aus allen 16 deutschen Bundesländern. Einige dieser Orte und Schauplätze zählen zu den beliebtesten touristischen Zielen Deutschlands, manche sind weltweit bekannt und im Unesco-Weltkultur- beziehungsweise -naturerbe verzeichnet. Als Beispiele aus dem Inhalt seien Rostock, der Darß, Ostwestfalen, die Eifel, das Moseltal, die Kaiserdome am Rhein, Fachwerkbauten an Main und Neckar, das obere Elbtal und der Bayerische Wald genannt. Zwischendurch dokumentieren die Bilder und ihre Begleittexte berühmte Persönlichkeiten wie „Friedrich I. Barbarossa" und regionale Themen wie „Kunstmetropole Berlin" oder „Weserrenaissance". Die informativen Texte beleuchten zusätzlich wichtige Facetten, denn dieser Bildband ist unter dem Teilaspekt konzipiert worden, Anregungen für die Urlaubsplanung zu bieten. Demselben Zweck sind auch neu entwickelte Reisekarten mit Piktogrammen dienlich, die sich an den Bildteil anschließen. Etwa 1000 Internetadressen im Register ermöglichen den Zugriff auf weitere Informationen.

Ein Bildband aus heutiger Zeit ist nicht zu vergleichen mit einem derartigen Produkt vergangener Jahre. Ein Buch wie dieses möchte bezaubern. Die Fotografien sind teilweise als sensationell zu bezeichnen, bieten sie doch Ansichten aus besonderen, überraschenden Perspektiven, vielfach im Panoramaformat. Mitunter gehen die Bilder ineinander über. Jede Doppelseite wirkt wie eine Komposition. Die Bildbearbeitung wurde allerdings auf die Spitze getrieben. Auf den Doppelseiten sind die Fotos farblich aufeinander abgestimmt, wobei die jeweils dominierenden Farben und Stimmungen betont, die Effekte der Farben, des Lichts und der Lichtreflexe zum Teil in einem gerade noch vertretbaren Maße verstärkt worden sind.

„Faszination Erde Deutschland" bietet eine besondere Sicht auf Bekanntes und Unbekanntes. „Willst du immer weiter schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah", lesen wir in Goethes Gedicht „Erinnerung". Es ist das Motto dieses Bildbands, der uns mit auf eine traumhaft schöne Reise nimmt. *Dagmar Jestrzemski*

***„Faszination Erde Deutschland"**, Kunth, München 2007, geb., 480 Seiten, 1000 Farbfotos, 29,90 Euro*



Juristen in der Kritik

Rolf Lamprecht versucht zu erklären, warum Recht nicht gerecht ist

„Die Lebenslüge der Juristen – Warum Recht nicht gerecht ist." Der Buchtitel klingt spannend. Und der Autor läßt die Hoffnung hochfahren. Rolf Lamprecht war 40 Jahre lang für den „Spiegel" Korrespondent bei dem obersten Gerichtshof in Karlsruhe. Der Mann kennt sich also aus. Die meisten Bürger verspüren eine gewisse Distanz zu Juristen, da diese mit ihrer eigenen, für Laien undurchsichtigen Sprache Gesetze erlassen und auslegen und somit unser aller Leben bestimmen. So hofft man von dem Experten Lamprecht wichtige Informationen zu erhalten. Doch schon auf den ersten Seiten gelingt es dem Autor nicht, den Hoffnungen gerecht zu werden. Natürlich weiß der Leser, daß jeder Richter ein Mensch ist und eine neutrale Rechtsprechung daher nie zu 100 Prozent gewährleistet werden kann. Gesetze sind auch Auslegungssache, die vom gerade herrschenden Zeitgeist mitbestimmt wird. Das ist zwar tragisch und die meisten der vom Autor angeführten Beispiele bestätigen dies, doch das allein ist jetzt keine spektakuläre „Lebenslüge".

Kürzlich sorgte der Entführer und Mörder des Bankiersohns Jakob von Metzler für Aufsehen, da er vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte eine Grundrechtsbeschwerde einlegte. Er wollte, daß sein Fall wieder aufgenommen wird, weil ihm nach seiner Verhaftung von der Polizei Folter angedroht worden war. Dieses Falles nimmt sich auch Rolf Lamprecht an, der die Zwickmühle schildert, sich als Richter zwischen der Menschenwürde des Täters, des Opfers und des zuständigen Polizeichefs zu entscheiden. Der Gerichtshof für Menschenrechte hat sich entschieden – gegen den Täter, und eine Wiederaufnahme des Verfahrens abgelehnt. Denn in diesem Fall entscheidet in der letzten Instanz der gesunde Menschenverstand.

Daß dieser manches Mal auch trügen kann, da Richter sich manchmal für ein besonderes Wesen halten, über dem nur noch der Himmel steht, ist bedauerlich, aber auch der Autor nennt keine Wege, dieses Problem zu lösen.

Ob Sterbehilfe, Vaterschaftstest, Privatsphäre – Recht ist häufig eine Ansichtssache, die auch dem Zeitgeist unterworfen ist. Und ja, Recht ist nicht gerecht, zumindest nicht immer, doch irgendwie gelingt es dem Juristen und Journalisten Lamprecht nicht, seine Leser wirklich zu erschüttern und aufzurütteln. *R. Bellano*

***Rolf Lamprecht: „Die Lebenslüge der Juristen – Warum Recht nicht gerecht ist"**, DVA, Hamburg 2008, geb., 271 Seiten, 19,95 Euro*

Eine außergewöhnliche Frau

Biographie der Insterburger Dichterin Frieda Jung

Ja, ich habe ein paar Lieder gesungen – aber lange nicht so schön wie die Lerche da draußen in der blauen Luft!" bekannte Frieda Jung, als ihr 60. Geburtstag 1925 im Insterburger Rathaussaal festlich begangen wurde. Die bescheidene Frau, die sich selbst als eine „schlichte Frau" sah, „die mit ihren grauen Haaren noch immer die Menschen für gut hält, die hin und wieder gern ein wenig plattdeutsch spricht und fest und kindesfroh an die Gotteschrift in Bibel, Wald und Sternen glaubt", konnte auf ein Leben voller Schicksalsschläge zurückblicken.

Geboren am 4. Juni 1865 als Tochter eines Lehrers in Kiaulkehmen, Kreis Gumbinnen, verlor sie früh den Vater. Ihre Ehe mit einem ungeliebten Mann wurde nach einem Jahr geschieden; ihr einziges Kind verlor sie früh. Im harten Kampf um die Existenz bewährte sie sich – als Erzieherin und Gesellschafterin wirkte sie in vier verschiedenen Haushalten, bis sie als freie Schriftstellerin ein Auskommen fand.

In Buddern, Kreis Angerburg, baute sie sich 1912 ihr Dichterheim auf, das sie allerdings im Ersten Weltkrieg bereits wieder verlassen mußte. Auf Lesungen im mitteldeutschen Raum machte sie Freunde der Dichtkunst auch außerhalb Ostpreußens auf ihr Werk aufmerksam. Ihre Lyrikbände „Gedichte", „Mairegen-Gottessegen", „Freud und Leid", „Gestern und heute" sowie der nach ihrem Tod erschienene Band „Auch ich hab' mit dem Schmerz zu Tisch gesessen" durften in keinem ostpreußischen Haushalt fehlen.

Als Frieda Jung am 14. Dezember 1929 in Insterburg für immer ihre Augen schloß, ging mit ihr eine Dichterin, die „Verse von letzter Lauterkeit" geschaffen hat, wie Martin A. Borrmann es einst ausdrückte: „Sie trösten durch ihre fast heitere Gelassenheit und Gelöstheit die Herzen derer, die, wie die Dichterin selbst, Schweres erlebt haben."

Wer sich ein genaues Bild vom Leben und Wirken der ostpreußischen Dichterin machen möchte, dem sei ein neues Buch aus dem Husum Verlag ans Herz gelegt, in dem Klaus Marczinowski, selbst in Insterburg geboren, anschaulich über Freud und Leid im Leben von Frieda Jung berichtet. Persönliche Aufzeichnungen und Auszüge aus dem Werk runden das Bild ab. Den Leser erwartet eine besinnliche Lektüre und die Begegnung mit einer außergewöhnlichen Frau. *os*

***Klaus Marczinowski: „Frieda Jung – Freud und Leid im Leben einer ostpreußischen Dichterin"**, Husum Verlag 2008, 156 Seiten, zahlr. sw Abb., brosch., 7,95 Euro*

»Meine ... Kläre ist nicht mehr«

Noch vor den preußischen Reformen verlor Scharnhorst seine geliebte Ehefrau

Von Dirk Klose

Der preußische General Gerhard Johann David von Scharnhorst (1755–1813) hat an Popularität und Ansehen wie wenig andere preußische Militärs alle Wirrnisse der deutschen Geschichte überstanden. Im 19. Jahrhundert war er ein geschätzter Reformer des preußischen Militärwesens, das NS-Regime appellierte besonders in der Schlußphase unter Verweis auf Scharnhorst auf unbedingte Pflichterfüllung, die Nationale Volksarmee der DDR verlieh als höchste Auszeichnung den Scharnhorst-Orden und in der Bundesrepublik Deutschland erscheint seit einigen Jahren eine sorgfältige Edition aller Schriften und Briefe des Generals.

Als Scharnhorst im Juni 1813 einer Verletzung aus dem Gefecht gegen Napoleon bei Großgörschen erlag, wurde er in einem Nachruf als „freundlich, herzlich, zart und edel und einer der liebenswürdigsten Menschen“ gerühmt. Zeitgenossen haben neben diesen menschlichen Eigenschaften seinen geradezu unbändigen Lerneifer und Wissensdurst hervorgehoben. Er hatte sich aus allereinfachsten Verhältnissen empor gearbeitet. Aus einem kleinem Ort bei Hannover stammend, sein Vater war Bauer, fiel er früh durch sein Wissen auf, wurde Eleve der damals berühmten Kriegsschule Feste Wilhelmstein, wo er die Artillerie-Laufbahn einschlug, die einzige, die bürgerlichen Zöglingen offenstand; aber es war auch die zukunftsweisendste, wurden doch hier vor allem Mathematik, Ingenieurswesen, Taktik und Geographie gelehrt. 1793 nahm er an mehreren Feldzügen gegen das revolutionäre Frankreich teil, wobei er sich derart auszeichnete, daß er 1794 Generalquartiermeister der hannoverschen Armee wurde.

Zu diesem Zeitpunkt war er schon zehn Jahre verheiratet, und alle Briefe, die er seinem „Klärchen“ (mitunter auch „Kläre“) aus dem Feld oder während zahlloser Inspektionsreisen schrieb, bezeugen einen ungewöhnlich herzlichen Ton, eine innige Zuneigung zu Frau und Kindern, die während der ganzen 20 Jahre dauernden Ehe anhielt. Clara Schmalz war die Tochter eines Kanzlisten in Hannover, ihr Bruder Theodor übrigens 1810 der erste Rektor der neugegründeten Universität Berlin. Kurz vor der Heirat hatte Scharnhorst ihr geschrieben:

„Donnerstag Abend acht Uhr – über dem Deister ist es rot und so wölkigt helle, als wollte es eine beständige gute Wittrung geben. Der Mensch hat in der Tat vieles mit der Pflanze ähnlich. Stehet die Pflanze vor der Blüte, bricht sie aus in ihrem größten Glanze, und dies, liebe Klärchen, ist die Liebe, ist die Reife unseres irdischen Daseins.“

Aber dann wurden die Zeiten rauher. Aus Flandern, wo hannoversche und britische Einheiten gegen französische Stellungen vorrückten, schreibt er im April 1793 voller Sehnsucht: „Liebe Kläre, wenn ich Dich mit unseren Kindern eine halbe Stunde nur sehen könnte, dafür gäbe ich alles, was ich nur, ohne daß es Euch abginge, geben könnte. Wie unendlich lieb ich Dich, meine liebe Frau, habe, weiß ich erst jetzt, wo mich Deine Traurigkeit immer vor Augen ist. Überlaß Dich nicht dem Harm und der Traurigkeit, tue dies aus Liebe für uns. Ich habe einen Brief an beide Kinder mit eingelegt; daß Wilhelm auch an mich schreibt und daß Julchen mich eine Blume zeichnet. Ich bin Dein Dich innigst liebender Mann S.“



Gerhard von Scharnhorst: Der Heeresreformer überlebte seine Ehefrau Clara um ein Jahrzehnt. Foto: Archiv

Scharnhorst war ehrgeizig, er wollte an eine führende Position kommen, was nach Lage der Dinge aber einem Nicht-Adeligen kaum möglich war. Vor allem sah er mit Bitterkeit, wie die Kommandierenden in den deutschen Armeen, in denen durchweg das starre friderizianische Liniendenken alle Strategie bestimmte, mit der offenen Taktik der Franzosen überhaupt nicht zurechtkamen. Deprimiert äußerte er:

„O meine Kläre, es ist auf der Welt keine sichere, keine dauerhafte Glückseligkeit, es ist Katzbalgerei, und ich habe bei allem, o glaube mir, keine Absicht als die allein auf Eure, auf meiner lieben Kläre und meiner Kinder Glückseligkeit abzielet.“

Aber dann hielt es ihn doch nicht; er bewarb sich um eine Anstellung in Preußen, die bewilligt wurde. Im Mai 1801 trat er als Oberstleutnant im 3. preußischen Artillerieregiment an. Aber dort blieb er nicht lange; sondern wurde Lehrer an einer neuen Akademie für junge Offiziere, auf der – im Gegensatz zu den traditionellen Kadettenanstalten – das neue Wissen über Natur und Technik vermittelt wurde. Das neue Milieu behagte ihm. Voll Freude schrieb er nach Hannover:

„Liebe Kläre, ich habe vorigen Mittewochen in einer Art Freimaurer-Gesellschaft gegessen. Nach dem Essen hielt der berühmte Oberkonsistorialrat Zöllner eine Vorlesung über die Naturlehre mitten im Garten ... Ich habe die Partie ergriffen, mit jedem gut zu sein, ich werde mich durchaus zu keiner Partei schlagen, sondern immer neutral bleiben, man kömmt damit auf die Zukunft doch am weitesten. Adieu, meine liebe Kläre, ich bitte Euch, schreibt viel, aber klein, denn das Postgeld ist allzu hoch. Dein Dich zärtlich liebender S.“

Und bald darauf: „Wie freue ich mich auf Eure Hierkunft. Seid nur vorsichtig, damit Ihr auf der Reise kein Unglück habt. Adieu, meine innigstgeliebte Kläre und meine lieben Kinder, kommt nur bald in meine Arme. Euer S.“

Aber das gemeinsame Glück in Berlin ist dann nur von kurzer Dauer. Am 12. Februar 1803 schreibt er einen bewegenden Brief an einen Freund in Hannover: „Mein wertgeschätzter alter und langjähriger treuer Freund! Meine mir innigstgeliebte Kläre ist nicht mehr. Ein hier grassierendes Entzündungsfieber überfiel zuerst Wilhelm und darauf meine Frau. Ein Nervenfieber gesellte sich bald dazu und aller Sorgfalt und Mühe ungeachtet starb sie dennoch am 17ten Tage der Krankheit, sanft, ohne daß sie es ahnete. Wenn es auf innere Güte des Herzens ankam, aufs Gefühl für Leiden anderer, so übertraf sie ihre Nebenmenschen. Aber sie selbst war dabei nicht glücklich; von trauriger Gemütsart floh sie alle Freuden ... Empfehlen Sie mich ihrer Frau Gemahlin, Herrn Sohn und Mamsell Tochter; haben Sie auch die Gütigkeit, Beckendorfs in meinem Namen alles das zu sagen, was ich Ihnen, mein liebster Freund, hier geschrieben habe. Adieu mein bester alter Freund.“

Scharnhorst hat nicht wieder geheiratet, vielleicht weil ihn die stürmischen Ereignisse der kommenden Jahre völlig in Anspruch nahmen. Als Adjutant des preußischen Oberbefehlshabers erlebt er die Katastrophe von Jena und Auerstedt mit. Danach schlägt endlich seine Stunde: Er wird Vorsitzender der neugebildeten „Militär-Reorganisierungskommission“, bald darauf Chef des Generalstabs. Zusammen mit Gneisenau, Clausewitz und Boysen leitet er die vielgerühmten Militärreformen in Preußen ein: Allgemeine Wehrpflicht, Abkehr von der starren friderizianischen Strategie zugunsten der Mobilität kleinerer Einheiten, Aufhebung der Prügelstrafe, Öffnung des Offizierscorps für alle Fähigen.

In den beginnenden Befreiungskriegen gegen Napoleon wird er Stabschef bei Marschall Blücher, also wieder nicht alleiniger Kommandierender. Ein Beinschuß im ersten Gefecht gegen französische Truppen bei Großgörschen scheint harmlos zu sein; doch Scharnhorst will von Bettruhe nichts wissen, reist in geheimer Mission nach Wien, so daß die Wunde bösartig wird und schließlich zum Tod am 28. Juni 1813 in Prag führt.

Carl von Clausewitz, dem Scharnhorst zeitlebens ein väterlicher Freund war, stand zu diesem Zeitpunkt noch in russischen, nicht in preußischen Diensten. Er habe, so sagte er seiner Frau, den „teuersten Freund seines Lebens“ verloren. In einem öffentlichen Nachruf schrieb er über den toten Freund:

„In der Tiefe des Herzens Gerechtigkeit, Redlichkeit und Unbestechlichkeit; in allen Äußerungen des Umgangs in und außer dem Geschäftsleben Nachsicht und Duldung, Ruhe und Freundlichkeit; im vertrauten herzlichen Zusammenleben die kindlichste Teilnahme und offenste Ergießung, die freundlichste Nachgiebigkeit, der fröhlichste Scherz – niemals wurde es ihm schwer, in den Ideenkreis der jungen Welt, die ihn umgab, mit Wärme einzugehen.“

Das Ostpreußenblatt



Nr. 28 – 12. Juli 2008

MELDUNGEN

»Kalenderblätter« sollen helfen

Tilsit – Das Stadtgeschichtliche Museum will mit sogenannten „Kalenderblättern“ die geschichtsträchtige Vergangenheit der Stadt am Memelstrom lebendig machen. Auf großformatigen Fotos soll besonderer Ereignisse und Entwicklungen gedacht werden, wie des Baus der Tilsiter Burg vor 600 Jahren oder der Geschichte des Elchstandbilds. Wie Museumsdirektor Ignatow hervorhob, sollen sich die heutigen Bewohner mit Hilfe alter Bilder in die Vergangenheit zurückversetzen können und beim Gang durch die Stadt den Atem der Geschichte verspüren. Mit der Bereitstellung umfangreichen Karten- und Dokumentenmaterials leistete des Museum einen maßgeblichen Beitrag zur Herausgabe des historischen Albums „Die 200 Tage Napoleons“, das dieser Tage in Warschau präsentiert wurde. Auf 238 Seiten wird die geschichtsträchtige Zeit vom 1806/1807 behandelt, der Feldzug Napoleons von der Weichsel bis zur Memel, die Schlachten von Pultusk, Pr. Eylau und Friedland sowie der Friede zu Tilsit.

Zweisprachiges Märchenbuch

Allenstein – Volksmärchen aus Masuren über Menschen, Dämonen, Götter und andere vergängliche Angelegenheiten hat Günter Schiwy in einem Buch gesammelt. Der Kulturverein „Borussia“ in Allenstein hat dieses Buch nun in deutscher und polnischer Sprache herausgebracht. Gedacht ist das Buch vor allem für polnische Schüler, die Deutsch lernen wollen.

Yachthafen in Succase-Strand

Succase-Strand – Am Frischen Haff ist ein neuer Yachthafen feierlich seiner Bestimmung übergeben worden. Er liegt in Succase-Strand, Kreis Elbing und verfügt über 60 Anlegestellen. Mit seinem Bau war im Herbst vergangenen Jahres begonnen worden. Seitdem wurden umgerechnet rund 100 000 Euro verbaut. Drei Viertel der Kosten übernahm die Europäische Union. Das restliche Viertel stammt aus eigenen Mitteln des Yachtklubs Elbing. Als erste Erweiterungsetappe ist die Errichtung von sanitären Anlagen und von Gehwegen entlang der Landungsstege geplant. Der Yachthafen in Succase-Strand wird neben denen von Kahlberg, Frauenburg und Elbing eine der Haupt-Marinas am Frischen Haff sein.

Sanierung des Stadtmarktes

Heinrichswalde – Bis Ende dieses Monats soll der Stadtmarkt modernisiert sein. Mit den Arbeiten ist bereits begonnen worden. Die Initiative hierzu stammt vom Mieter.

Friedlandschlacht nachgespielt

Rund 500 Menschen beteiligten sich mit zirka 80 Pferden an dem Spektakel am Originalschauplatz

Von Jurij Tschernyschew

So wie in Europa und anderen Ecken der Welt Karneval und andere Feste gefeiert werden, so ist es im Königsberger Gebiet Usus geworden, große historische Schlachten zu rekonstruieren. Die Organisatoren bemühen sich, alle Details möglichst historisch originalgetreu nachzubilden. Sie legen dabei auf Details der Uniformen, Waffen und Munition der gegeneinander kämpfenden Armeen ebenso viel Wert wie auf den Verlauf der jeweiligen Schlacht.

Kürzlich fand wieder solch ein Ereignis in Friedland stat. Anlaß war diesmal der 201. Jahrestag der berühmten Schlacht von Friedland, in der am 14. Juni 1807 die napoleonische Armee die verbündeten Russen und Preußen schlug. Jene Schlacht war die letzte, die entscheidende des Vierten Koalitionskrieges, der kurze Zeit später mit dem Tilsiter Frieden endete.

Organisatoren des Großereignisses waren die Russische Militärgeschichtliche Gesellschaft und die Russische Kulturstiftung „Unsere Aufgaben“, deren Gründer der in seinem Land bekannte russische Schriftsteller und Historiker Edward Radsinskij ist. Hauptregisseur und Leiter der Friedlandschlacht-Rekonstruktion war der Präsident der Russischen Militärgeschichtlichen Gesellschaft, Oleg Sokolow. Der auf die Epoche Napoleons spezialisierte Autor wissenschaftlicher Arbeiten und Berater von Kinofilmen fehlt bei kaum einer Inszenierung von Ereignissen aus der napoleonischen Zeit. Bei dieser Inszenierung der Friedlandschlacht spielte der Russe den Kaiser der Franzosen, mit dem er übrigens gemein hat, daß auch er Träger des Ordens der Ehrenlegion ist.



Kirchenmodell: Auch nachgebaute Gebäude wurden in das Schauspiel einbezogen. Foto: Tschnernyschew

Der Rekonstruktion ging eine Parade der Teilnehmer voraus. In geraden Reihen zogen zur Freude der Zuschauer Kavalleristen und Infanteristen durch die Straßen von Friedland. Die Teilnehmenden rekrutierten sich aus historisch interessierten Vereinen der verschiedensten Länder. Zu den etwa 300 Russen gesellten sich

Fortsetzung auf Seite 16

Ehrenbürger von Bartenstein

Nach Friedhelm v. d. Groeben wurde nun Helmut Mischke diese Ehre zuteil

Nach Friedhelm v. d. Groeben, Ratingen, wurde mit Helmut Ernst Ulrich Mischke, der heute mit seiner Familie in Voigtsdorf bei Lautern, Kreis Rößel lebt, erneut ein im Kreis Bartenstein geborener Ostpreuße Ehrenbürger von Bartenstein. Gleichzeitig wurde er auch Ehrenbürger des Kreises Bartenstein.

Der Stadtrat begründete die Verleihung des Ehrenbürgerrechts mit seinem Engagement beim Aufbau neuer partnerschaftlicher und freundschaftlicher Beziehungen, bei der Zusammenarbeit lokaler Gesellschaftsgruppen Polens und der Bundesrepublik Deutschland, die sich in konkreten Aktivitäten widerspiegelten. Als beispielhaft bezeichnete der Stadtrat Mischkes langjährigen persönlichen Einsatz für die Aufnahme und Vertiefung der Kontakte und der Zusammenarbeit mit verschiedenen Institutionen und Privatpersonen in Deutschland, der erfüllt sei von der Sorge um das Wohlergehen der Bewohner des Gebietes Bartenstein und zugleich seine große Liebe zur Heimaterde bekunde. Er sei unbestritten Initiator der Bemühungen um die



Feierliche Übergabe der Urkunde während der Eröffnung der Internationalen Tage der Region Bartenstein: Landbürgermeisterin Jadwiga Gut, Stadtratsvorsitzender Stanisław Szwed, Helmut Mischke, Bürgermeister Krzysztof Nałecz (von links) Foto: privat

Partnerschaft mit dem niedersächsischen Nienburg sowie der Restaurierung des deutschen Kriegsfriedhofes aus dem Ersten Weltkrieg durch Reservisten der Bundeswehr. Er habe sich um die Belebung der Kontakte mit den Bewohnern des Kreises Bartenstein im Geiste der gegenseitigen Sympathie und Wertschätzung bemüht und auch sozusagen Pate gestanden, als vor vier Jahren die Sozialstation der Johanniter eingerichtet wurde. Außerdem habe er sich als Redakteur des Heimatbriefes „Unser Bartenstein“ viele Jahre erfolgreich mit der Problematik des Bartensteiner Gebietes befaßt und eng mit der Gesellschaft der deutschen Volksgruppe in Bartenstein und Umgebung zusammengearbeitet.

Abschließend wird Mischke in der vom Bürgermeister und dem Stadtrat unterzeichnetenen Würdigung als eine Persönlichkeit gelobt, „die die Liebe zu seiner und seiner Vorfahren Heimaterde mit der Rückkehr zu den Wurzeln besiegelt hat und sich grenzenlos für die Organisierung der fruchtbaren Zusammenarbeit der gegenwärtigen lokalen Gesellschaftsgruppen im Geist des vereinigten Europas einsetzt“. *E. B.*

Friedlandschlacht nachgespielt

Fortsetzung von Seite 15

ungefähr 200 Mitwirkende aus Frankreich, der Ukraine, Weißrußland, Lettland, Litauen und Polen. Hinzu kamen zirka 80 Pferde und eine Reihe von Geschützen.

Natürlich können rund 500 Menschen kein Ereignis vollkommen originalgetreu nachstellen, an dem 150 000 Soldaten und Offiziere beteiligt gewesen waren, jedoch konnten die Schlüsselmomente der Friedlandschlacht am Originalschauplatz nachgestellt werden.

Die Reaktion von Zuschauern und Teilnehmern war durchweg positiv. An der Finanzierung dieses und anderer Spektakel dieser Art war maßgeblich der Moskauer Geschäftsmann Viktor Baturin beteiligt – ein Bruder der Ehefrau des Moskauer Bürgermeisters Jurij Luschkow. Das Budget Friedlands wurde laut dessen Bürgermeister Pjotr Sedow nur mit 894 000 Rubel (etwa 24 000 Euro) belastet.

Die ostpreußische Familie

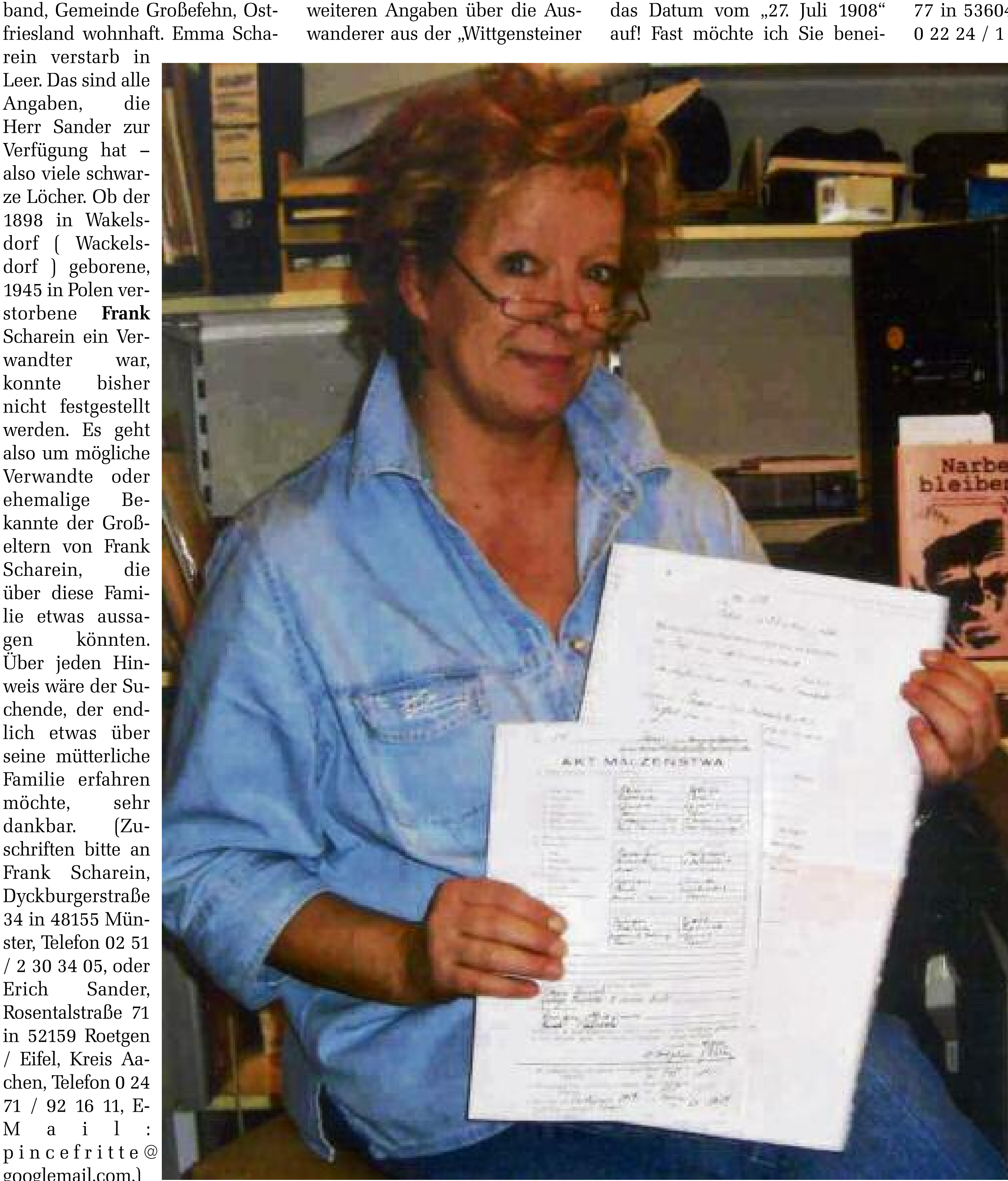
Lewe Landslied,
liebe Familienfreunde,

nicht immer können wir die gewünschte Hilfestellung bieten, vor allem dann, wenn sie unser eigentliches Aufgabengebiet übersteigt. So können wir nicht direkt bei der Beschaffung von Dokumenten tätig werden, aber wir vermögen Wege aufzuweisen, welche Institutionen dafür zuständig sind. Beispiel: Geburtsurkunde. Da haben Vertriebene und ihre Nachkommen noch immer Schwierigkeiten, wenn die Geburtsorte in den verlassenen ostdeutschen Gebieten liegen und keine Dokumente gerettet werden konnten. Zwar ist das Problem heute nicht mehr so gravierend wie in den vergangenen Jahrzehnten, aber in der letzten Zeit sind doch einige Anfragen gekommen, und so möchte ich die Betreffenden und mögliche weitere Interessenten noch einmal auf den Kirchlichen Suchdienst in München hinweisen, der auf diesem Gebiet sehr gute Arbeit leistet. Diese Institution hilft bei der Wiederbeschaffung der Nachweise wie Geburts-, Heirats- und Sterbeurkunden sowie Auszüge aus dem Kirchenregister. Bis 1876 lag nämlich die Beurkundung wie auch die Führung des Personenstandes in der Verantwortung der Kirche. Die Mitarbeiter des Kirchlichen Suchdienstes recherchieren, ob die entsprechende Urkunde im Herkunftsland vorliegt, helfen bei der Beschaffung und übersetzen im Bedarfsfall amtliche Bescheide, die in polnischer Sprache ausgestellt werden.

Als Beispiel möchten wir hier den Fall einer jungen Frau aus Leichlingen bringen. **Anni Kocks** benötigte die Geburtsurkunde ihrer Mutter, deren Heimatort Dirschau ist. Sie hatte überhaupt keine Ahnung, wie, wo und auf welchem Wege sie an die Urkunde gelangen konnte. Erst der Hinweis auf den Kirchlichen Suchdienst brachte die Lösung. Dank der kompetenten Unterstützung besitzt Frau Kocks nicht nur die Geburtsurkunde ihrer Mutter, sondern auch von deren fünf Geschwistern. „Diese Dokumente sind für mich ungeheuer wertvoll“, sagt Frau Kocks, „und das nicht nur für Amtszwecke.“ Hier die Anschrift: HOK, Kirchlicher Suchdienst, Geschäftsstelle, Lessingstraße 3 in 80336 München, Telefon (0 89) 54 49 72 01, Fax (0 89) 54 49 72 07, E-Mail: ksd@kirchlicher-suchdienst.de, web: www.kirchlicher-suchdienst.de. „...nicht nur für Amtszwecke ...“, schreibt Frau Kocks und meint damit, daß damit auch ihrer Familie gedient ist, dem Erkennen der eigenen Geschichte, wie wir es in vielen Briefen spüren, die uns erreichen. Da blieben bisher viele Blätter in der Biographie leer, konnten nicht beschriftet werden, aus welchen Gründen auch immer. Vielleicht können wir welche auffüllen – das hoffe ich jedenfalls für Herrn **Frank Scharein** aus Münster, für den Herr **Erich Sander** aus Roetgen / Eifel Familienforschung betreibt. Und die führt nach Ostpreußen, nach Grünhagen, Kreis Pr. Eylau. Dort heirateten am 16. November 1924 der Landarbeiter **Franz Scharein** und **Emma Jordan**. Sie hatten mindestens zwei Kinder: **Herbert Scharein**, * 3. April 1923 in Grünhagen, der als Angehöriger der deutschen Wehrmacht 1943 in Zuchanewo, Rußland, fiel, und **Ursula** Scharein, die am 29. Juni 1958 in Münster / Westfalen ihren Sohn Frank gebar. Die Familie war nach der Vertreibung in Bagband, Gemeinde Großefehn, Ostfriesland wohnhaft. Emma Scharein verstarb in Leer. Das sind alle Angaben, die Herr Sander zur Verfügung hat – also viele schwarze Löcher. Ob der 1898 in Wakelsdorf (Wackelsdorf) geborene, 1945 in Polen verstorbene **Frank** Scharein ein Verwandter war, konnte bisher nicht festgestellt werden. Es geht also um mögliche Verwandte oder ehemalige Bekannte der Großeltern von Frank Scharein, die über diese Familie etwas aussagen könnten. Über jeden Hinweis wäre der Suchende, der endlich etwas über seine mütterliche Familie erfahren möchte, sehr dankbar. (Zuschriften bitte an Frank Scharein, Dyckburgerstraße 34 in 48155 Münster, Telefon 02 51 / 2 30 34 05, oder Erich Sander, Rosentalstraße 71 in 52159 Roetgen / Eifel, Kreis Aachen, Telefon 0 24 71 / 92 16 11, E-Mail: pincefritte@googlemail.com.)

Ahnenforschung will so tief wie möglich die Familiengeschichte ausloten, und so sucht auch Herr **Erwin Feige** aus Chemnitz nach seinen Urahnen. Immerhin hat er es schon sehr weit gebracht, denn urkundlich belegt ist 1763 ein **Johann Christian** Feige, der mit seiner Ehefrau **Charlotte** geborene **Mühlpfordt** und drei Kindern von Radschen, Kirchspiel Kussen nach Millenen zog, das zum Kirchspiel Budwethen gehörte. Dort wurden noch vier Kinder geboren, eines von ihnen, **Johann Christoph**, * 1772, ist der Ur-Ur-Ur-Großvater von Erwin Feige. Nun geht es ihm um die Erforschung zur Einwanderung jenes Urahnen, der die ostpreußische Linie gründete. Das dürfte **Christoph** Feige (auch **Feyge**) gewesen sein, der 1725 aus Arfeld mit seiner Ehefrau **Catharina Elisabeth** und zwei Söhnen in das nördliche Preußen zog, wahrscheinlich in das Kirchspiel Kussen, Kreis Pillkallen. Aber zuvor wird berichtet: „So nach dem 31. Oktober 1724 an einem Hochpreißlichen und Reichskammer Gericht zu Wetzlar ausgesprochenen Unheil ohn gesucht un erlangte Erlaßsung der Leibeigenschaft, dennoch Frevelhafterweiß heimlich ausgewichen.“ Mein vor einem Jahr im *Ostpreußenblatt* erschienener Artikel über die Einwanderung der hessischen Siedler in Ostpreußen hat Herr Feige sehr an die – „frevelhafte“ – Einwanderung seines Vorfahren aus dem Wittgensteiner Land erinnert und ihn veranlaßt, weitere Nachforschungen anzustellen. Ich habe in meinen Unterlagen leider keine weiteren Angaben über die Auswanderer aus der „Wittgensteiner Grafschaft“, aber das starke Echo, das mein Artikel fand, dürfte auch diesmal zu weiteren Informationen aus unserm Leserkreis führen. Vor allem interessiert Herrn Feige, ob etwas über die Ankömmlinge im Kirchspiel Kussen und ihre Integration in dem damals durch Pest und Krieg „wüst“ gewordenen Land bekannt ist. (Erwin Feige, Am Karbel 52 in 09116 Chemnitz, Telefon: 03 71 / 3 36 37 48, E-Mail: Feige09116@web.de.)

„Als langjähriger Leser weiß ich, daß so manche Fragezeichen-beladene Suchanzeige, aufgegeben Jahrzehnte nach dem Schicksalsjahr 1945, von Ihnen mit Erfolg gekrönt werden konnte“, schreibt Herr **Klaus Dietrich** aus Bad Honnef und bittet uns, seinen – hoffentlich nur scheinbar – hoffnungslosen Fall in Behandlung zu nehmen. Da man in unserm Wartezimmer dank des jetzt uns großzügig zur Verfügung gestellten Platzes nicht Wurzeln schlagen muß, ehe man dran ist – es sei denn, die Angaben sind ungenügend oder Anschriften fehlen, das gibt's leider noch immer! –, wird also Ihr Anliegen schnell behandelt, eigentlich vorschnell, denn Ihr Schreiben, lieber Herr Dietrich, weist das Datum vom „27. Juli 1908“ auf! Fast möchte ich Sie beneiden, denn Sie sind dank zweier Heimatforscher zu einer – fast – lückenlosen Familiengeschichte gekommen. Da ist eben noch ein kleines schwarzes Loch: Es geht um **Franz Thierfeld** aus Goldap, dessen Verbleib nach 1945 unbekannt ist. Seine Mutter **Marie Auguste** Thierfeld, * 14. August 1869 in Gawaiten (Herzogsrode), arbeitete als Magd in Bindszuhnen (Bindemark) beim Bauern **Gottlieb Dietrich**, dem Großvater des Schreibers. Am 2. November 1900 gebar sie einen Sohn, der am 18. November in Wilhelmsberg auf den Namen Franz getauft wurde. Die Mutter lebte von da an bis zur Flucht in Gawaiten, soll 1959 in Westdeutschland verstorben sein. Ihr Sohn Franz wurde Schneider in Goldap. Es ist unbekannt, ob er verheiratet war und Familie hatte, ob er eingezogen wurde und eventuell in Gefangenschaft kam oder ob er von Goldap aus auf die Flucht ging, ob und wo er einen Neuanfang begann. Gesucht werden nun seine – möglichen – Nachfahren oder andere Informanten, die über ihn und seine Mutter etwas aussagen können. Ich glaube schon, daß dieses kleine schwarze Loch sich füllen wird. (Klaus Dietrich, Karlstraße 77 in 53604 Bad Honnef, Telefon 0 22 24 / 1 06 95.)



Anni Kocks: Ihr konnte der Kirchliche Suchdienst weiterhelfen. Foto: Kirchlicher Suchdienst

Schon lange hat Herr **Lothar Stockhaus** aus Düsseldorf den Wunsch, Näheres über seine Vergangenheit zu erfahren. Er gehört zu jener Generation, deren Kindheit schon früh Risse bekam, bedingt durch die letzten Kriegsjahre, Evakuierung und Vertreibung. Aber je länger die Zeitspanne zwischen dem Gestern und Heute wird, desto stärker wird der Wunsch, ein Stück der verlorenen Kindheit wiederzufinden, das Wenige, was die Erinnerung bewahrt hat, verlangt nach Erklärung und Ergänzung. So wollen wir auch Herrn Stockhaus helfen, seine frühe Kindheit aufzuhellen. Lothar Stockhaus wurde am 10. Juni 1938 als Sohn von **Albrecht** Stockhaus und seiner Ehefrau **Luise** geborene **Kühne** in Neidenburg geboren. Er hatte noch drei Geschwister: **Dieter**, **Waltraud** und **Waldemar**. Die Familie wohnte in der Kardinalstrasse 5 (?), ab Oktober 1944 in der Tschiersestraße, Nummer unbekannt. Da kommen schon die ersten Fragezeichen, die sich schnell vervielfachen. Eingeschult Ostern 1944, Unterricht dauernd wechselnd in verschiedenen Gebäuden wie Schulen und Rathaus. Lothar Stockhaus schreibt: „Wenn ich nach Hause kam, fragte mich meine Mutter stets: Wo habt ihr morgen Schule? Das wußte ich selten zu sagen. Wir hatten wenig Unterricht.“ Sicherlich werden sich noch andere Neidenburger an jene Zeit erinnern, vielleicht sogar ehemalige Schulkameraden. An sie richtet Herr Stockhaus den Wunsch, ihm mitzuteilen, was sie noch über Unterricht, Lehrer und Mitschüler wissen. Vielleicht besitzt ja jemand noch Klassenfotos oder Abbildungen von den Schulgebäuden? Noch vor dem großen Orlog, im Winter 1944, wurde die Familie Stockhaus zusammen mit anderen Neidenburgern nach Puttbus auf Rügen evakuiert und bekam Unterkunft bei Frau **Hoge** in der Bergener Landstraße. Hier gab es keinen Schulunterricht. Oft erlebte das Kind, wie Flugzeuge über Puttbus flogen. In Erinnerung geblieben ist Lothar Stockhaus noch der Besuch bei den Matrosen im Hafen von Lauterbach, wo die Männer für die Kinder Theater spielten. Anfang 1945 wurden die Neidenburger weiter nach Damme i. O. gebracht. Unter ihnen war auch **Bruno Sawitzki** aus Neidenburg mit seiner Familie, zu der die Kinder **Brigitte**, **Siegfried**, **Norbert** und **Brunhilde** gehörten. An diese Familie wie auch an die anderen Neidenburger, die nach Rügen evakuiert wurden, richtet sich die Bitte von Lothar Stockhaus, sich bei ihm zu melden, damit er mit ihnen über jene Erlebnisse sprechen kann. Er würde sich sehr, sehr freuen! Und wir auch, wenn ihm ein Stück Kindheit zurückgegeben würde. (Lothar Stockhaus, Platanenstraße 13 in 40233 Düsseldorf.)

Wir hatten kürzlich das Foto von einem Teilnehmer an einer Taufe in der Königsberger Auferstehungskirche gebracht, in dem die Schwiegermutter von Herrn Prof. **Hofmann** aus Norderstedt glaubte, ihren seit 1943 vermißten Sohn **Horst Jastrau** zu sehen. Was leider nicht der Fall war, wie sich schnell ergab, als der abgebildete Herr sich bei Herrn Prof. Hofmann meldete und auf nette Weise zu verstehen gab, daß er nicht der Gesuchte sei. Damit war eine monatelange Suche über verschiedene Medien beendet – aber etwas ganz anderes ergab sich aus der Veröffentlichung. Und wieder wird unsere Ostpreußische Familie gefordert, denn **Angelika** und **Wolf** Hofmann schreiben:

„Auf Ihren Artikel hin erreichte uns ein weiterer Anruf von einer interessierten Dame. Sie stammt aus Tilsit wie mein Vater beziehungsweise Schwiegervater **Helmut Knoch** und hatte eine Mitschülerin mit demselben Nachnamen. Da seine jüngere Schwester im selben Jahr geboren ist wie sie und es dem Vernehmen nach in Tilsit nicht so viele Familien mit dem Namen gegeben haben soll, könnte es sich bei ihrer ehemaligen Mitschülerin um seine Schwester **Erika** handeln. Leider hat die nette Dame nicht ihre Telefonnummer hinterlassen, so daß wir uns nicht noch einmal an sie wenden könnten, um ihr weiter gemeinsam überlegen zu können. Dieser Kontakt könnte Anregungen ergeben, über die wir uns ebenfalls freuen würden.“ Soweit das Ehepaar Hofmann. Also bitte, liebe Tilsiterin: Melden Sie sich noch einmal bei Herrn Prof. Dr. Wolf Hofmann, Quickborner Straße 6 in 22844 Norderstedt, Telefon (0 40) 5 22 69 62.

Da wir schon in Tilsit sind, bleiben wir gleich an der Memel. Auf dem Meßtischblatt hat Herr Dipl.-Ing. **Manfred Mickoteit** den elterlichen Hof mit Windmühle gefunden. Er liegt nördlich von Scheiden an der Straße nach Ragnit. Dort wurde Manfred Mickoteit auch geboren. Sein Vater hat die Windmühle gebaut und ihm ist deshalb sehr daran gelegen, ein Foto zu bekommen. Da eine Windmühle ja ein im wahrsten Sinne des Wortes überragendes Gebäude ist, dürfte sie als Merkmal der Gegend öfter fotografiert worden sein. Wer ein solches Foto besitzt oder weiß, wo sich eine Abbildung befindet, melde sich bitte bei Herrn Dipl.-Ing. Manfred Mickoteit, Alte Heerstraße 61 in 56076 Koblenz, Telefon (02 61) 4 85 97.

Eure

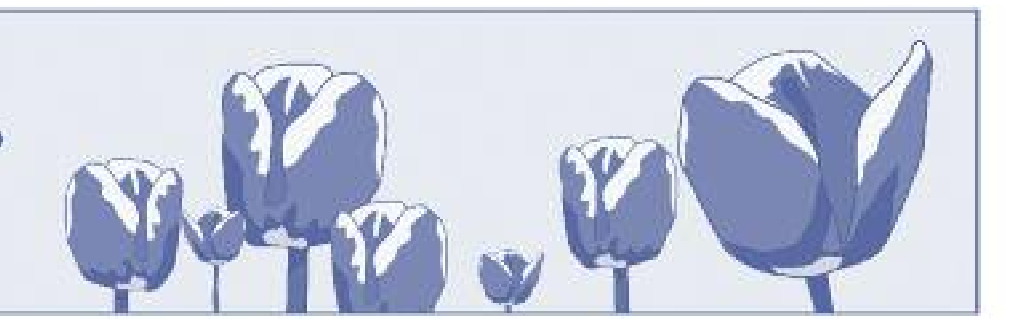
Ruth Geede

Ruth Geede

Ruth Geede Foto: Pawlik

„**Unsere Familie**“ auch im Internet-Archiv unter www.preussische-allgemeine.de

Wir gratulieren ...



ZUM 99. GEBURTSTAG

Kutrieb, Helene, geb. **Schmidt**, aus Ortelsburg, jetzt Göhlerstraße 43, 23756 Oldenburg, am 19. Juli

Rinio, Emilie, geb. **Mrotzek**, aus Grabnick, Kreis Lyck, jetzt Hinter der Mühle 22, 77974 Meißenheim, am 20. Juli

Schliepe, Lieselott, aus Königsberg, jetzt Klattenweg 41, 28213 Bremen, am 16. Juli

ZUM 96. GEBURTSTAG

Markschat, Elisabeth, geb. **Sahm**, aus Wehlau, jetzt Buschenweg 28, 40723 Hilden, am 14. Juli

ZUM 95. GEBURTSTAG

Belgard, Gundula, geb. **Schierning**, aus Wehlau, jetzt Stettiner Straße 40, 22880 Wedel, am 20. Juli

ZUM 94. GEBURTSTAG

Lettau, Herta, geb. **Stadie**, aus Rumeyken, Kreis Lyck, jetzt Waldstraße 31, 29525 Uelzen, am 20. Juli

Piepereit, Emma, aus Lyck, jetzt Tanneneck 3, 24816 Hamweddel, am 20. Juli

Stief, Ella, geb. **Bartsch**, aus Tapiau, Kreis Wehlau, jetzt Grellenweg 17, 28277 Bremen, am 18. Juli

Stutzke, Hedwig, geb. **Rimkus**, aus Rautersdorf, Kreis Elchniederung, jetzt Immenweg 9, 30938 Burgwedel, am 18. Juli

ZUM 93. GEBURTSTAG

Gahre, Wanda, geb. **Keil**, aus Wildwiese, Kreis Elchniederung, jetzt Weidendamm 4, 31303 Burgdorf, am 17. Juli

Saborowski, Bruno, aus Bergensee / Pietzarken, Kreis Angerburg, jetzt Elsässer Straße 53, 26121 Oldenburg, am 17. Juli

ZUM 92. GEBURTSTAG

Baltruweit, Herbert, aus Wartenhöfen, Kreis Elchniederung, jetzt Schweriner-Straße 6, 32425 Minden, am 17. Juli

Boenkost, Horst, aus Rhein, jetzt Wittenberger Straße 19, 32584 Löhne, am 18. Juli

Lukat, Helene, geb. **Lukat**, aus Kastaunen, Kreis Elchniederung, jetzt Mühlenstraße 12, 12247 Berlin, am 14. Juli

ZUM 91. GEBURTSTAG

Bauer, Hildegard, geb. **Kischnick**, aus Tapiau, Kreis Wehlau, jetzt Bajuwarenstraße 40 A, 84543 Winhöring, am 17. Juli

Leutheuser-Fels, Gertrud, geb. **Sontowski**, aus Groß Jerutten, Kreis Ortelsburg, jetzt Färberstraße 108, 40223 Düsseldorf, am 19. Juli

Nikoleyczik, Gertrud, geb. **Kaleyka**, aus Lübeckfelde, Kreis Lyck, jetzt Hagebuttenweg 19/21, 23566 Lübeck, am 19. Juli

ZUM 90. GEBURTSTAG

Demant, Hedwig, aus Sentken, Kreis Lyck, jetzt Eichenweg 6, 38176 Wendenburg, am 19. Juli

Krakowski, Eva, aus Grüneberg, Kreis Elchniederung, jetzt Rethwiese 9, 25421 Pinneberg, am 17. Juli

Pollak, Ilse, geb. **Neumann**, aus Königsberg, Lange Reihe 20, jetzt Weindorfstraße 16, 44866 Bochum, am 21. Juni

Zilian, Erwin, aus Wiesenhöhe, Kreis Treuburg, jetzt Draisweg 10, 32425 Minden, am 17. Juli

ZUM 85. GEBURTSTAG

Abraham, Irma, geb. **Naujoks**, aus Urbanshof, Kreis Tilsit-Ragnit, jetzt Steenbargsweg 5, 22397 Hamburg, am 14. Juli

Bartheidel, Gertrud, geb. **Reinke**, aus Kreis Elchniederung, jetzt Bäckergang 1, 29549 Bad Bevensen, am 16. Juli

Bartholomeiczik, Marie, aus Neuendorf, Kreis Lyck, jetzt Georg-Herwegh-Straße 102, 45772 Marl, am 19. Juli

Bartholomeyczik, Waltraut, geb. **Wabbels**, aus Wartenhöfen / Kreuzingen, Kreis Elchniederung, jetzt Lerchenstraße 28, 27211 Bassum, am 17. Juli

Beuermann, Charlotte, geb. **Dodszuweit**, aus Bürgerhuben, Kreis Elchniederung, jetzt Nietzschestraße 2, 24116 Kiel, am 20. Juli

Blanke, Christel, geb. **Naujoks**, aus Tapiau, Schleusenstraße, Kreis Wehlau, jetzt Senner Hellweg 220, 33689 Bielefeld, am 14. Juli

Böhnke, Paul, aus Lindental, Kreis Elchniederung, jetzt Albisried 25, 87663 Lengenwang, am 20. Juli

Buchheister, Ruth, geb. Jagusch, aus Neidenburg, jetzt Dr.-Kirchheimer-Straße 1, 38300 Wolfenbüttel, am 17. Juli

Dojahn, Emmi, geb. **Gehrmann**, aus Damerau, Kreis Ebenrode, jetzt Vischering-Allee 2, 49838 Lengerich, am 14. Juli

Fuchs, Karl, aus Frischenau, Kreis Wehlau, jetzt Bäckerstraße 23, 38640 Goslar, am 16. Juli

Grätsch, Wilfried, aus Kaltenborn, Kreis Neidenburg, jetzt G.-Hauptmann-Straße 6, 28832 Achim, am 16. Juli

Günther, Helmut, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Roswithastraße 33, 13467 Berlin, am 15. Juli

Hansen, Hedwig, geb. **Pichlo**, aus Herzogskirchen, Kreis Treuburg, jetzt Störtebecker Weg 2, 25832 Olversum, am 19. Juli

Jeworrek, Martha, aus Satticken, Kreis Treuburg, jetzt Würzburger Straße 12, 96160 Geiselwind, am 16. Juli

Jortzick, Hildegard, aus Mulden, Kreis Lyck, jetzt Friedrich-Lichtenauer-Allee 3, Bethesda Alten- und Pflegeheim, 21423 Winsen, am 20. Juli

Klages, Erika, geb. **Jerosch**, aus Jeromin, Kreis Ortelsburg, jetzt Sudetenstraße 6, 24782 Büdelsdorf, am 17. Juli

Kolodzey, Elfriede, geb. **Krüger**, aus Gollen, Kreis Lyck, jetzt Amselweg 11, 47198 Duisburg, am 14. Juli

Krüger, Dorothea, geb. **Ohlendorf**, aus Neukirch, Kreis Elchniederung, jetzt Lietstraße 10, c/o Ursula Dirlewanger, 74586 Frankenhardt, am 18. Juli

Plaumann, Lieselotte, geb. **Melis**, aus Neukirch, Kreis Elchniederung, jetzt Knappenstraße 54, 46537 Dinslaken, am 19. Juli

Rohloff, Ursela, geb. **Schimkat**, aus Stobingen, Ripkeim, Kreis Wehlau, jetzt Schinkelstraße 12, 65189 Wiesbaden, am 19. Juli

Schortz, Fritz, aus Eydtkau, Kreis Ebenrode, jetzt Jung-Stilling-Weg 151, 42477 Radevormwald, am 16. Juli

Suchalla, Berta, geb. **Kopka**, aus Höhenwerder, Kreis Ortelsburg, jetzt Birkenstraße 5, 49256 Diepholz, am 14. Juli

Tenninger, Helmut, aus Bilderweitem, Kreis Ebenrode, jetzt Ohlweg 9, 22885 Barsbüttel, am 16. Juli

Wickel, Fritz, aus Jürgenrode, Kreis Ebenrode, jetzt Walterdorfer-Straße 1, 99631 Weißensee, am 15. Juli

Wilde, Helene, geb. **Fenzau**, aus Grünau, Kreis Elchniederung, jetzt Hauptstraße 60, 04565 Ramsdorf, am 18. Juli

ZUM 80. GEBURTSTAG

Augustin, Eduard, aus Draheim, Kreis Treuburg, jetzt Guldener Kamp 5-9, 38239 Salzgitter, am 18. Juli

Glißmeyer, Elly, geb. **Dorsch**, aus Bladiau, Kreis Heiligenbeil, jetzt Richard-Wagner-Straße 21, 27570 Bremerhaven, am 18. Juli

Hammermeister, Werner, aus Neidenburg, jetzt 1312 Timberlane Drive, Saint Josef, MI 49085, am 19. Juli

Ihmels, Ursula, aus Königsberg, jetzt Im Steimker Felde 46, 28857 Syke, am 15. Juli

Jaros, Ruth, geb. **Liltzbarski**, aus Stobingen, Kreis Elchniederung, jetzt 238 Booth Str., 06053 New Britain, Conn., USA, am 15. Juli

Kemmesies, Hans-Ulrich, aus Herzogskirchen, Kreis Treuburg, jetzt Deschberg 7, 40885 Ratingen, am 18. Juli

Kemmesies, Hans-Ulrich, aus Seefrieden, Kreis Lyck, jetzt Oeschberg 7, 40885 Ratingen, am 18. Juli

Kerwien, Helmut, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Pfarrer-Hencken-Straße 4, 52525 Heinsberg, am 20. Juli

Klitschau, Margarete, geb. **Swezik**, aus Schützengrund, Kreis Ortelsburg, jetzt Karl-Bernau-Ring 6, 14641 Nauen, am 19. Juli

Kositzki, Emil, aus Friedrichsfelde, Kreis Ortelsburg, jetz Kolpingstraße 8, 45721 Haltern, am 19. Juli

Lask, Johanna, aus Selmenthöhe, Kreis Lyck, jetzt Süllweg 25, 29345 Unterlüß, am 17. Juli

Lotter, Irmgard, geb. **Flamming**, aus Tilsit Stadt, jetzt Stauffacherstraße 31, CH 8004 Zürich, Schweiz, am 20. Juli

Maschlinski, Herta, aus Milussen, Kreis Lyck, jetzt Am Dreissberg 16, 33617 Bielefeld, am 16. Juli

Mey, Erika, geb. **Maurer**, aus Eydtkau, Kreis Ebenrode, jetzt Töpfergasse 8, 01723 Wilsdruff, am 17. Juli

Milkau, Gerda, geb. **Isekeit**, aus Tutschen, Kreis Ebenrode, jetzt Gottfried-Keller-Straße 1, 07973 Greiz, am 16. Juli

Neumann, Kurt, aus Nickelsdorf, Kreis Wehlau, jetzt Marner Chaussee 28, 25541 Brunsbüttel, am 14. Juli

Oesen, Anni **von**, geb. **Schulz**, aus Rotwalde, Kreis Lötzen, jetzt 27711 Ohlenstedt, am 19. Juli

Pest, Gerhard, aus Friedrichsthal, Kreis Wehlau, jetzt Zur Tanne 2, 06869 Klieken, am 14. Juli

Postdziech, Traute, geb. **Soltek**, aus Farienen, Kreis Ortelsburg, jetzt Alte Ümminger Straße 34, 44892 Bochum, am 15. Juli

Runge, Hildegard, geb. **Lettau**, aus Lyck, Kaiser-Wilhelm-Straße 129, jetzt Rathenaustraße 1, 42277 Wuppertal, am 18. Juli

Schnober, Ella, geb. **Wißemborski**, aus Rhein, Kreis Lötzen, jetzt Friedrich-Alfred-Straße 166, 47226 Duisburg, am 20. Juli

Schröder, Hildegard, aus Kaunen, Kreis Neidenburg, jetzt Landsberger Straße 18, 40599 Düsseldorf, am 19. Juli

Schwenteck, Horst, aus Worwegen, Kreis Heiligenbeil, jetzt Breuelstraße 11, 49565 Bramsche am 14. Juli

Söckneck, Gunter, aus Gauleden, Kapkeim, Kreis Wehlau, jetzt Reiderländer Straße 2, 28259 Bremen, am 17. Juli

Strebinger, Günther, aus Lindenort, Kreis Ortelsburg, jetzt Vonderbruchstraße 32, 45659 Recklinghausen, am 19. Juli

Szill, Kurt, aus Parnehnen, Kreis Wehlau, jetzt Hafenstraße 6, 25436 Uetersen, am 18. Juli

Tiedemann, Sigrid, aus Klemenswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Würzburger Ring 33, 91056 Erlangen, am 18. Juli

Tupeit, Lucie, aus Kleindünen, Kreis Elchniederung, jetzt Paulinenstraße 7, 42651 Solingen, am 14. Juli

Weigel, Emil, aus Herudau, Kreis Ortelsburg, jetzt Im Röhrken 24, 58456 Witten, am 19. Juli

Worff, Friedhold, aus Altkirchen, Kreis Ortelsburg,, jetzt Ringstraße 40, 61389 Schmitten, am 20. Juli

Zillmer, Emmi, geb. **Kipar**, aus Rehbruch, Kreis Ortelsburg, jetzt An der Andreaskirche 1, 59909 Bestwig, am 16. Juli



Litzbarski, Manfred aus dem Kreis Elchniederung und Frau Ruth, geb. **Ludwig**, aus Burgstetten, jetzt Schulstraße 4, 71576 Burgstetten, am 12. Juli



Klein, Fritz, und Frau Annemarie, geb. **Zorn**, aus Pohlau, Kreis Ebenrode, jetzt Klosterweg 6, 29549 Bad Bevensen, am 15. Juli

»Wir gratulieren« auch im Internet-Archiv unter www.preussische-allgemeine.de

VERANSTALTUNGSKALENDER DER LO

Jahr 2008

- 2. August: Ostpreußisches Sommerfest in Osterode (Ostpreußen)
- 26. bis 28. September: Geschichtsseminar in Bad Pyrmont
- 10. bis 12. Oktober: 6. Kommunalpolitischer Kongreß in Allenstein
- 13. bis 19. Oktober: 54. Werkwoche in Bad Pyrmont
- 24. bis 26. Oktober: Seminar der Schriftleiter in Bad Pyrmont
- 8. / 9. November: Ostpreußische Landesvertretung in Bad Pyrmont
- 3. bis 7. November: Kulturhistorisches Seminar in Bad Pyrmont

Jahr 2009

- 7. / 8. März: Arbeitstagung der Kreisvertreter in Bad Pyrmont
- 25. / 26. April: Arbeitstagung Deutsche Vereine südliches Ostpreußen
- 1. August: Sommerfest der Deutschen Vereine in Hohenstein

Nähere Auskünfte erteilt die Bundesgeschäftsstelle der Landsmannschaft Ostpreußen, Oberstraße 14 b, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 41 40 08 26. Auf die einzelnen Veranstaltungen wird in der *PAZ / Das Ostpreußenblatt* noch gesondert hingewiesen (Änderungen vorbehalten).

HÖRFUNK & FERNSEHEN

Sonnabend, 12. Juli, 21.10 Uhr, n-tv: Hightech-Nazijagd.

Sonntag, 13. Juli, 9.20 Uhr, WDR 5: Alte und Neue Heimat.

Sonntag, 13. Juli, 19.30 Uhr, ZDF: Das Tor des Drachen – Chinas langer Aufbruch.

Sonntag, 13. Juli, 22.20 Uhr, 3sat: Angry Monk – Eine Reise durch Tibet.

Dienstag, 15. Juli, 22.45 Uhr, ARD: Im Schatten des Bösen – Der Krieg gegen die Frauen im Kongo. Sexuelle Gewalt als bewußt eingesetzte Kriegswaffe.

Mittwoch, 16. Juli, 21 Uhr, Arte: Das letzte Aufgebot – Hitlers Todespiloten.

Mittwoch, 16. Juli, 21.50 Uhr, Arte: Zum Nazi verdammt – Deutsche in amerikanischen Lagern.

Donnerstag, 17. Juli, 22.05 Uhr, N24: N24 History – Als der Krieg nach Deutschland kam.

Donnerstag, 17. Juli, 22.30 Uhr, Arte: China – Schattenseiten des sozialen Umbruchs.

Donnerstag, 17. Juli, 23.15 Uhr, Arte: Büffeln und buckeln – Chinas Kinder unter Druck.

Freitag, 18. Juli, 19.05 Uhr, N24: Dompteure von Kabul – Deutsche Lehrer in Afghanistan.

Freitag, 18. Juli, 22.15 Uhr, DMAX: Drei Glücksritter in China.

Freitag, 18. Juli, 23.30 Uhr, ARD: Stauffenberg.

Freitag, 18. Juli, 0.10 Uhr, ZDF: Der 20. Juli.

Busreise nach Hinterpommern

Braunschweig – Der „Glatzer Gebirgs-Verein (GGV)“ möchte als schlesischer Heimatverein auch die anderen deutschen Ostgebiete kennenlernen und unternimmt daher eine Urlaubsreise mit dem Bus nach Hinterpommern an die Bernsteinküste vom 14. bis 21. September mit einem umfangreichen Ausflugsprogramm. Die Übernachtungen mit Halbpension erfolgen in einem Drei-Sterne-Hotel in Kolberg. Die Ausflüge mit einem ortskundigen Reiseleiter sind im günstigen Reisepreis enthalten und führen in die Pommersche Schweiz, nach Danzig und Zoppot, nach Köslin mit einer Bähnlefahrt zu den Wanderdünen bei Leba und in das Freilichtmuseum Klucken sowie auf die Insel Wollin und nach Misdroy. Außerdem sind ein Seemannsabend, die Fahrt mit einem Piratenschiff und ein Folkloreabend im Programm. Für die ganze Reisegruppe wird auch ein Versicherungspaket gebucht. Nähere Informationen und baldige Anmeldungen bei: Christian Drescher, Telefon (0 53 03) 92 12 32.

Westpreußische Landesmuseum

Münster – Das Westpreußische Landesmuseum bietet zur Zeit folgende Ausstellungen an:

Dauerausstellung; Westpreußen – Geschichte und Kultur des Landes am Unterlauf der Weichsel.

Sonderausstellung; noch bis zum 6. September 2008: Bernsteininklusen aus der Sammlung Otto Helm (1826–1902), Danzig.

Sonderausstellung; noch bis zum 31. August 2008: Die Geschichte der „Wilhelm Gustloff“. In Zusammenarbeit mit Heinz Schön (Zeitzeuge).

Sonderausstellung; noch bis zum 20. Juli 2008: Burgen des Deutschen Ordens in Westpreußen, Aquarelle von Zbigniew Szczepanek

Das Museum ist Dienstag bis Sonntag, von 10 bis 18 Uhr geöffnet. Westpreußisches Landesmuseum, Am Steintor 5, 48167 Münster, Telefon (0 25 06) 81 01 20, Fax (0 25 06) 8 10 12 14, E-Mail: westpreussisches-museum@t-online.de, Internet: www.westpreussisches-landesmuseum.de.

Tag der Heimat

Berlin – Die Auftaktveranstaltung zum Tag der Heimat (Leitwort: „Erinnern und verstehen“) findet am Sonnabend, 6. September, 12 Uhr, im Internationalen Congress Centrum (ICC) in Berlin statt. Als Redner sind vorgesehen. Erika Steinbach, Präsidentin des Bundes der Vertriebenen, Dr. Wolfgang Schäuble, Bundesminister des Inneren, sowie Erzbischof Robert Zollitsch, Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz.

Grundeigentümerverband

Nahe – Eine Mitgliederversammlung mit Gästen führt der Grundeigentümerverband der Vertriebenen am Sonntag, 20. Juli, 15 Uhr, im Restaurant Naher Dorfkrug, Segeberger Straße 90, 23866 Nahe ‚durch. Zur Diskussion steht der augenblickliche Sachstand in bezug auf das Eigentumsrecht in der Heimat. Ergänzend wird Rechtsanwältin und Notarin Ellen Heuer einen Vortrag zu den Themen Erbschaft und Testament halten.

LANDSMANNSCHAFTLICHE ARBEIT LANDESGRUPPEN

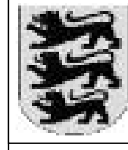


BUND JUNGES OSTPREUSSEN

Vors.: Stefan Hein, Geschäftsstelle: Oberstraße 14 b, 20144 Hamburg, Tel. (0 40) 4 14 00 80, E-Mail: schmelter@ostpreussen-info.de, Internet: www.ostpreussen-info.de

BJO – Vom 20. Juli bis 3. August findet die traditionelle Kinderfreizeit in Otterndorf, Kreis Cuxhaven (mit der Kreisgemeinschaft Schloßberg) für Kinder von zehn bis 14 Jahren statt. Es sind noch Plätze frei. Anmeldung und Informationen unter E-Mail: bjo@ostpreussen-info.de oder Norbert Schattauer, Telefon (0 47 57) 4 63.

BJO-West – Sonntag, 13. Juli, Teilnahme am „Kleinen Ostpreußentreffen" auf Schloß Burg bei Solingen unter anderem mit einem Werbestand. BJO-Mitglieder und Freunde sind herzlich zum Mitmachen eingeladen. Keine Anmeldung nötig. Mehr Informationen im Internet: www.kleines-ostpreussentreffen.de.vu.



BADEN-WÜRTTEMBERG

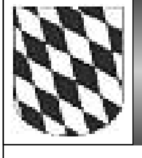
Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Tel. und Fax (07 11) 6 33 69 80

Heidelberg – Sonntag, 13. Juli, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Hotel Leonardo. Thema der Zusammenkunft: „Louis Corinth". Gäste sind herzlich willkommen.

Ludwigsburg – Donnerstag, 24. Juli, 15 Uhr, Treffen der Gruppe zum Stammtisch in den „Kronenstuben", Kronenstraße 2.

Stuttgart – Dienstag, 15. Juli, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Haus der Heimat, kleiner Saal. Unter dem Motto: „Heimat, deine Sterne" werden bedeutende ostpreußische Persönlichkeiten vorgestellt. Wie immer: bitte Kuchen und ein freie Stimme mitbringen. *(Böser Fehlerteufel! Diese Terminankündigung wurde in der letzten Folge leider unter der falschen Ortsmarke [Schwenningen] veröffentlicht).*

Ulm / Neu-Ulm – Sonntag, 13. Juli, 17.30 Uhr, Ost- Südostdeutscher Volkstumsabend im Saal des Bürgerzentrums Eselsberg.



BAYERN

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Telefon (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Ansbach – Sonntag, 13. Juli, 13 Uhr, Heimatfestumzug. Daran nimmt die Gruppe zusammen mit allen Ansbachern Landsmannschaften teil.

Bamberg – Mittwoch, 16. Juli, 15 Uhr, Sommertreffen in der „Villa Remeis", zu erreichen mit der Buslinie 10.

Hof – Sonnabend, 12. Juli, 13.30 Uhr, Ausflug der Gruppe zum Naturhof Faßmannsreuther Erde. Treffpunkt: 13.30 Uhr Hauptbahnhof Hof, Transport mit dem Kleinbus und Fahrgemeinschaften, Beginn der Führung in Faßmannsreuth 14 Uhr. – Eine stattliche Anzahl von Mitgliedern und Gästen hatte sich eingefunden, war der Einladung der Gruppe gefolgt und saß erwartungsvoll an den Tischen im Restaurant am Kuhbogen. Der Erste Vorsitzende Christian Joachim dankte für das zahlreiche Erscheinen, begrüßte alle herzlich und gratulierte traditionsgemäß als erstes den gewesenen Geburtstagskindern mit besten Wünschen. Nach einem gemeinsam gesungenen Lied gedachte Hildegard Drogomir des Schriftstellers Siegfried Lenz, der 1926 in Lyck

geboren wurde und in Masuren aufwuchs. Nach dem Studium der Philosophie, Literaturgeschichte und Anglistik wurde er Feuilletonredakteur bei einer großen Tageszeitung. Als freier Schriftsteller lebte er in Hamburg. „So zärtlich war Suleyken" lautet der Titel eines seiner bekanntesten Bücher, aus dem einige Episoden zum Schmunzeln vorgebracht wurden. Anschließend hielt Christian Joachim einen Diavortrag über seine letzte Reise nach Ostpreußen (besonders nach Masuren). Eindrucksvoll diese wundervollen Stadtaufnahmen von Thorn, Sensburg, Nikolaiken, Elbing, Danzig, um nur einige zu nennen. Natürlich wurden auch Aufnahmen von den vielen masurischen Seen und den dicht benisteten Storchennestern gezeigt. Großer Beifall war der Dank für diesen herrlichen Vortrag. Nach einigen Kurzvorträgen und einem Lied klang dieser unterhaltsame Nachmittag aus.

Ingolstadt – Sonntag, 20. Juli, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im Gasthaus Bonschab, Münchner Straße 8, Ingolstadt.

Kitzingen – Freitag, 25. Juli, 14.30 Uhr, Sommerfest im „Kastanienhof" (Nähe Bahnhof).

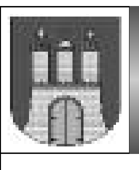
Landshut – Dienstag, 15. Juli, 14 Uhr, Treffen zum geselligen Beisammensein im Gasthaus Zur Insel.

Memmingen – Mittwoch, 16. Juli, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im „Weißen Roß".

Nürnberg – Freitag, 11. Juli, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im „Tucherbräu am Opernhaus". Es wird der Videofilm „Mein geliebtes Memelland" gezeigt.

Rosenheim – Mitte April fand die Jahreshauptversammlung der Gruppe mit Neuwahlen statt. Als Wahlvorstand fungierte Bezirksvorsitzender Hans-Jürgen Kudczinski. Nach der Entlastung des alten Vorstandes ging es an die Wahl des neuen Ersten Vorsitzenden. Lm. Gennies, langjähriger Erster Vorsitzender, schied aus gesundheitlichen Gründen schon im letzten Jahr aus seinem Amt. Als Kandidat konnte Reinhard August gewonnen werden, der einstimmig von den anwesenden Mitgliedern gewählt wurde. Lm. August reist in seiner Freizeit oft nach Ostpreußen, um den Menschen dort zu helfen und sie zu beraten. Dadurch erfahren die Gruppenmitglieder immer wieder Neues aus der Heimat: Positives wie auch Negatives. Die weitere Vorstandsschaft (Zweiter Vorsitzender, Kassenwart und andere) wurde wieder aus der alten Vorstandsschaft mit einstimmiger Wahl übernommen.

Weißenburg-Gunzenhausen – Freitag, 18. Juli, 19 Uhr, gemeinsamer Sommerabend mit den Landsmannschaften im Kastaniengarten der Gaststätte Röschelskeller, Gunzenhausen.



HAMBURG

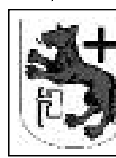
Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Hans Günter Schattling, Helgolandstraße 27, 22846 Norderstedt, Telefon (0 40) 5 22 43 79

LANDESGRUPPE

Sonnabend, 9. August, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe zum Sommerfest im Landhaus Walter, Hindenburgstraße 2, U-Bahn Borgweg. Der Eintritt ist frei. Anmeldungen bis zum 25. Juli beim Gruppenleiter. Gäste herzlich willkommen. Anmeldung bei Hartmut Klingbeutel, Telefon (0 40) 44 49 93.

HEIMATKREISGRUPPEN

Heiligenbeil – Sonntag, 20. Juli, 14 Uhr, Sommerfest der Gruppe im



AWO-Senioren-Treff, Bauerbergweg 7. Sie erreichen den Seniorentreff mit der Buslinie 116, ab U-Bahnhof Wandsbek Markt – Hammer Kirche und U-Bahnhof Billstedt, bis Haltestelle Bauerberg. Von hier sind es noch zwei Minuten Fußweg bis zum AWO-Seniorentreff. Es wird der Film gezeigt: „Mit der Samlandbahn von Königsberg in die Seebäder der Ostseeküste". Kostenbeitrag für Kaffee, Kuchen und Filmvorführung: 5 Euro. Anmeldungen bis spätestens 19. Juli bei K. Wien, (0 41 08) 49 08 60 (bis 10. Juli), und ab dem 13. Juli, unter Telefon (0 40) 30 06 70 92.

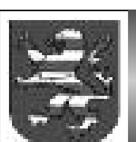
BEZIRKSGRUPPEN

Hamburg / Billstedt – Dienstag, 5. August, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Ärztehaus, Restaurant, Möllner Landstraße 27, 22111 Hamburg. Gäste willkommen. Anmeldung bei Amelie Papiz, Telefon (0 40) 73 92 60 17.

Harburg / Wilhelmsburg – Montag, 28. Juli, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Gasthaus Waldquelle, Höpenstraße 88, Meckelfeld (mit dem Bus 443 bis Waldquelle). Herr Müller hält einen Vortrag über die Entstehung und Geschichte Preußens und besonders Ostpreußens.

FRAUENGRUPPE

Hamburg-Bergedorf – Freitag, 26. Juli, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe im „Haus des Begleiters", Ludwig-Rosenberg-Ring 47. Motto der Zusammenkunft: „Wer weiß etwas über Ostpreußen? – Ostpreußen-Quiz".



HESSEN

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Darmstadt – Erwin Balduhn eröffnete das Monatstreffen im Kranichsteiner Bürgerhaus am See mit dem Gedicht „Ich weiß ein Land so eigen". Anschließend gedachte man stehend in einer Gedenkminute der mit 88 Jahren verstorbenen Elfriede Griegereit aus Labiau. Vorsitzender Gerhard Schröder berichtete, daß das Friedländer Tor in Königsberg restauriert und wieder die Plastik von Graf Friedrich von Pommern angebracht worden sei. Es sei eine Tendenz bemerkbar, daß die Stadt sich wieder der deutschen Vergangenheit besinne. Vorsitzender Dieter Leitner berichtete, daß das Vertriebenendenkmal in Darmstadts Schwesterstadt Freiberg in Sachsen geschändet worden sei. Unbekannte hätten zwei der drei großen Bronzetafeln abmontiert und sie vermutlich zu einem Schrotthändler gebracht. Auf der mittleren Tafel waren alle Wappen der ostdeutschen Landsmannschaften abgebildet. Der Schaden wird auf 7500 Euro beziffert. Leitner bedauerte, daß immer weniger Mitglieder zu den Treffen kommen könnten, weil sie krank seien. Er erinnerte auch daran, daß zwei Tage später das älteste Mitglied des Bunde der Danziger Jenny Walter, ihren 99. Geburtstag feiern kann. Im Namen aller Mitglieder hatte er ihr, an ihrem Ehrentag, eine Flasche Goldwasser überreicht. – Helene Schlifski hat für das Darmstädter Vertriebenendenkmal eine Blumenschale gestiftet. Anni Oest (83) grüßte die Geburtstagskinder und sich selbst mit dem Gedicht „Über das fröhli-

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 19

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung von Seite 18

che Altern“ und schloß: „Wer 80 ist, ist selber schuld“. Gerhard Schröder berichtete dann vom Ostpreußentreffen in Berlin, zu dem die Gruppe aus Darmstadt und Mainz / Wiesbaden mit 41 Teilnehmern gefahren war. Man erfreute sich am Glockengeläut des Königsberger Doms, begrüßte die Verbundenheit Bayerns mit Ostpreußen und beklagte, daß bei 15 000 Teilnehmern kaum ein Presseecho zu vernehmen war. Erwin Balduhn ergänzte, daß bis heute fast nichts geschehen sei, um die Menschenrechte einzufordern, und die Rechte der Vertriebenen weitgehend ignoriert würden, obwohl sie die Hauptlast des Krieges getragen hätten. Eine Spreefahrt schloß sich dem Treffen an. – Gerhard Turowski zitierte aus Schillers „Archibald Douglas“ („... der ist in tiefster Seele treu, der seine Heimat liebt wie du“) und aus 2. Korinther 13 und schloß mit den Worten: „Die Quelle aller Freude finden wir im Wort Gottes“. Nach dem Lied „Kein schöner Land in dieser Zeit“ blieb man noch einige Zeit zum Plachandern beisammen.

Gelnhausen – Sonntag, 20. Juli, 14 Uhr, Abschiedsfeier für Pfarrer Jochen Löber in der Martin-Luther-Kirche, Bad Orb. Pfarrer Löber wirkt demnächst in Königsberg in der evangelisch-lutherischen Probstei in der „Auferstehungsgemeinde“. Alle Mitglieder und Freunde werden gebeten, an diesem Abschiedsgottesdienst teilzunehmen.

Wiesbaden – Sonnabend, 19. Juli, 15 Uhr, Sommer-Gartenfest im Kleingartenverein am Wasserwerk, Erbenheim. Am Grill werden Steaks und Würstchen zubereitet. Dazu gibt es wieder hausgemachten Kartoffelsalat. Zuvor werden Sie mit Kaffee und Rader-Kuchen verwöhnt. Zur Unterhaltung tragen der Frauenchor, kleine Spielchen und Musik bei. Wer am Grill-Essen und an der Kaffeetafel teilnehmen möchte, melde sich bitte umgehend bei Familie Schetat, Telefon (0 61 22) 1 53 58. Aufgrund der Platz- und Essen-Disposition ist eine rechtzeitige Anmeldung unbedingt erforderlich. Die Veranstaltung findet bei jeder Witterung statt, da ausreichend überdachte Räumlichkeiten zur Verfügung stehen.



NIEDERSACHSEN

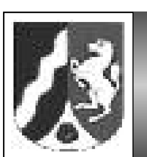
Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Tel. (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstr. 30 b, 31275 Lehrte, Tel. (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Str. 122, 29223 Celle, Tel. (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Tel. (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto v. Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Tel. (0 59 01) 29 68.

Delmenhorst – Dienstag, 1. Juli, 15 Uhr, Treffen der Frauen- und Männergruppe in der Delmeburg sowie in der ostdeutschen Heimatstube. – Mittwoch, 16. Juli, Tagesausflug mit der Bahn nach Cuxhaven zur „Alten Liebe“, mit Hafenrundfahrt. Anmeldung bei Georg Jakubeit, Telefon 1 76 18. – Dienstag, 12. August, Tagesausflug nach Bremerhaven zum Auswanderermuseum. Anmeldung bei Irmgard Lange, Telefon 5 02 26.

Göttingen – Sonnabend, 19. Juli, 14.30 Uhr, Sommerfest auf dem Grillplatz im Holtenser Forst. Ein Bus wird wie üblich eingesetzt. Anmeldungen bis zum 12. Juli an Werner Erdmann, Holtenser Landstraße 75, 37079 Göttingen, Telefon (05 51) 6 36 75.

Helmstedt – Donnerstag, 11. Juli, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Park Hotel, Albrechtstraße 1, 38350 Helmstedt. Nähere Informationen erteilt Helga Anders, Telefon (0 53 51) 91 11.

Osnabrück – Dienstag, 15. Juli, 16.45 Uhr, Kegeln im Hotel Ibis. – Freitag, 18. Juli, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe in der Gaststätte Bürgerbräu.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstr. 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Landesgruppe – Sonntag, 13. Juli, 11 Uhr, Kulturveranstaltung der Landesgruppe auf Schloß Burg, Solingen, auf der Freifläche vor der Gedenkstätte des Deutschen Ostens. Die Kundgebung beginnt um 14 Uhr.

Düren – Sonntag, 13. Juli, 10.30 Uhr, Fahrt der Gruppe zur Kulturveranstaltung der Landesgruppe auf Schloß Burg. Die Abfahrt erfolgt von der Holzstraße 7 a, Fahrpreis: 20 Euro pro Person. Anmeldungen unter Telefon (0 24 21) 4 21 76.

Ennepetal – Donnerstag, 17. Juli, 18 Uhr, Treffen der Gruppe in der Heimatstube.

Gütersloh – Montag, 14 Juli, 15 Uhr, Treffen Ostpreußischer Singkreis in der Elly-Heuss-Knapp-Schule, Moltkestraße 13. Kontakt: Ursula Witt, Telefon 3 73 43. – Dienstag, 15. Juli, 15 Uhr, Treffen der Ostpreußischen Mundharmonika-Gruppe in der Elly-Heuss-Knapp-Schule, Moltkestraße 13. Kontakt: Bruno Wendig, Telefon 5 69 33.

Neuss – Sonnabend, 12. Juli, 12 Uhr, großes ostpreußisches Grillfest der Gruppe in der St.-Cornelius-Pfarre, Euskirchener Straße, Neuss-Erfttal, zu erreichen mit der Buslinie 849. Der Eintritt ist frei. Eingeladen sind alle Ostpreußen, alle Mitglieder der anderen Landsmannschaften, aller Erfttaler und Neusser. Angeboten werden: ostpreußische Spezialitäten vom Grill, Kaffee und selbstgebackener Kuchen, alkoholfreie Getränke, Bier vom Faß und ostpreußische Spirituosen.

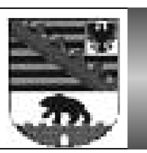
Witten – Donnerstag, 24. Juli, 15.30 Uhr, Treffen der Gruppe. Mitglieder tragen Gedichte und Sketche vor.



RHEINLAND-PFALZ

Vors.: Dr. Wolfgang Thüne, Wormser Straße 22, 55276 Oppenheim

Mainz – Dienstag, 15. Juli, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe zur heimatlichen Kaffeestunde im Café Zucker, Bahnhofstraße 10, 55116 Mainz. – Freitag, 18. Juli, 13 Uhr, Treffen der Gruppe zum Kartenspielen im Café Oase, Schönbornstraße 16, 55116 Mainz.



SACHSEN-ANHALT

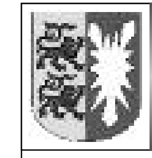
Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Aschersleben – Mittwoch, 16. Juli, 14 Uhr, Treffen der Frauengruppe im „Bestehornhaus“, Hechnerstraße 6, 06449 Aschersleben, Telefon (0 34 73) 9 28 90.

Dessau – Montag, 14. Juli, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im „Krötenhof“ zum Sommerfest. – Montag, 21. Juli, 14.30 Uhr, Treffen der Singgruppe im Waldweg 14.

Gardelegen – Freitag, 25. Juli, 14 Uhr, Treffen der Gruppe in der Begegnungsstätte VS Gardelegen. Es gibt einen Vortrag über Diabetes.

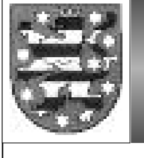
Magdeburg – Dienstag, 15. Juli, 13.30 Uhr, Treffen der Gruppe in der Immermannstraße. – Dienstag, 15. Juli, 15 Uhr, Bowling im Lemsdorfer Weg.



SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Tel. (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Mölln – Die Gruppe traf sich zu ihrem traditionellen Matjesessen im „Quellenhof“. Vor dem Essen hielt Hans-Jürgen Kämpfert einen Vortrag über den „Malerpoeten aus Danzig“ Robert Reinick. Er stammte aus einer angesehenen Danziger Kaufmannsfamilie und lebte von 1805 bis 1852. Er verlor früh seine Eltern und hatte auch wegen der „Franzosenzeit“ eine schwere Kindheit, hinzu kam eine schwache Gesundheit. Er konnte malen und dichten, war also eine Doppelbegabung. Er besuchte die Kunstakademien in Berlin und Düsseldorf und ließ sich in Rom zum Landschaftsmaler ausbilden. Er arbeitete unter Wilhelm von Schadow und hatte zahlreiche Freunde, unter anderem Chamisso und Eichendorff. Er schrieb Lieder, Märchen und Geschichten, die von ihm auch illustriert wurden. Er galt als bester Jugendschriftsteller seiner Zeit. Bekannt wurden seine Gedichte „Deutscher Rat“, „Vom schlafenden Apel“ und „Wohin mit der Freud?“. Er war neben Heinrich Heine der Dichter, der am meisten vertont wurde, unter anderem von Brahms, Schumann und Silcher. Kämpfert trug einige Kostproben von Reinicks Gedichten vor und ließ auch Lieder von einer CD erklingen. So holte er diesen „Malerpoeten“ in die Gegenwart. Die Zuhörer dankten ihm für diesen informativen Vortrag mit viel Applaus. Das gemeinsame Singen am Anfang und Ende der Veranstaltung leitete Ilse Conrad-Kowalski. Die Erste Vorsitzende Irmingard Alex gab bekannt, daß im Juli Sommerpause sei und das nächste Treffen im August stattfinde.



THÜRINGEN

Vors.: Edeltraut Dietel, August-Bebel-Straße 8 b, 07980 Berga / Elster, Telefon (03 66 23) 2 52 65.

Landesgruppe – Es ist eine schöne Tradition, daß sich ostpreußische Landsleute und ihre Nachkommen alljährlich zu einem Treffen in Thüringen zusammenfinden. „Unter ostpreußischem Himmel“ war das Motto in diesem Jahr. Mit herzlichen Worten begrüßte die Landesvorsitzende, Edeltraut Dietel, die Landsleute und Gäste, unter ihnen den stellvertretenden Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen (LO), Dr. Wolfgang Thüne, den stellvertretenden Vorsitzenden des Bundes der Heimatvertriebenen (BdV), Erwin Tesch, den Vorsitzenden des Regionalverbandes Apolda, Herbert Kaupa, sowie den Landesvorsitzenden der LO im Freistaat Sachsen, Erwin Kühnappel und seine Kulturbeauftragte Frau Kedzierski. Nach einem kurzen geistlichen Wort gehalten von Probst Wolfram i. R., sprachen Dr. Wolfgang Thüne und Erwin Tesch kurze Grußworte an die Landsleute. Danach folgte die Totenehrung von Probst Wolfram. Anschließend nahm das Ehepaar Wolfram, das über mehrere Jahre im Königsberger Gebiet im kirchlichen Auftrag tätig war, die Teilnehmer mit einem Diavortrag und Lesungen aus dem Buch von Frau Luise Wolfram, „Unter ostpreußischem Himmel“, in die Heimat mit. Am Beispiel Königsbergs machten sie deutlich, wie die Stadt sich zum Positiven verändert hat. „Die Stadt ist uns vertraut und dennoch fremd! Königsberg ist verschüttet und dennoch spürbar!“, so der Vortragende. Repräsentant für das alte und neue Königsberg ist der Dom, obwohl es im Innenbereich noch viel zu tun gibt. So konnte bereits im Januar 2008 die neue Orgel, ein Meisterwerk der Orgelbaufirma Schuke aus Erfurt, eingeweiht werden. Die neue Orgel mit ihrem wunderbaren Prospekt gleicht äußerlich der alten, aber es ist mit modernster Technik ausgerüstet. Außerdem ist zu der Hauptorgel auf der Empore ein zweites Orgelwerk im Südchor des Domes gekommen, das von der einen Orgelbank auf der Empore bespielt wird. Neben dem Dom wirken die kirchlichen Begegnungsstätten der evangelischen Kirche sehr einfach, erhalten aber ihre Ausstrahlungskraft durch die Gottesdienstbesucher, der Deutschen aus Rußland und der deutschen Touristen. Ansonsten hält der Bauboom in der Stadt weiter an. Reichlich spät kommt die Einsicht, daß der wildwuchernde Bau der Hochhäuser beendet werden soll. Auf dem Lande sind die Wohnungen der Menschen immer noch durch große Armut gekennzeichnet. Viele Äcker sind unbestellt, der Wildwuchs wuchert. Margeriten, Mohn und Lupinen leuchten in den Bildern und überdekken die Wirklichkeit. Den Menschen, die dort leben, fehlt die Identifikation mit dem Land, aber auch die große Armut wirkt behindernd auf positive Veränderungen. Die Zahl christlich-evangelischer Gemeinden konnte in den letzten Jahren von 32 auf 45 wachsen, ein Beweis, daß es gelingt, mit dem christlichen Glauben neue Prioritäten zu setzen. Am Nachmittag erfolgte die Auszeichnung verdienstvoller Landsleute mit dem Silbernen Ehrenzeichen beziehungsweise mit dem Verdienstabzeichen der LO als Dank für das Bekenntnis zur Heimat durch persönlichen Einsatz für die Sache. Der Vorsitzende des Bund Junges Ostpreußen, Regionalverband Süd, Rainer Claaßen, stellte sich kurz vor und mahnte die Notwendigkeit an, junge Menschen an die landsmannschaftliche Arbeit heranzuführen. Danach trat die Kulturgruppe des Regionalverbandes Gehren mit einem heimatlichen Programm auf, welches aus Heimatliedern, Gedichten und Sketchen in ostpreußischer und pommerscher Mundart gestaltet war. Dies wurde mit viel Beifall bedacht. Der Vorstand bedankt sich bei allen Helfern und Mitwirkenden sehr herzlich. Heimat bleibt Heimat!

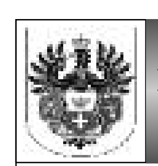
Sömmerda – Ein Herz für Kenia. Während eines Heimatnachmittages der Gruppe sprach Frau Huschak in Form eines Diavortrages über Land und Leute Kenias, indem sie die Besucher an ihren Erlebnissen teilhaben ließ. Die Referentin ist seit Jahren Mitglied der Arzt- und Zahnarzthilfe e. V., einer Aktionsgemeinschaft für Hilfe zur Selbsthilfe. Sie war erstmalig vor Ort, um ihr Patenkind kennenzulernen. Hauptziel ihrer Reise war Nyabondo, eine Stadt in der Nähe des Viktoriasees. Hier begegnet man auf Schritt und Tritt entwurzelten Menschen, besonders sehr vielen Kindern. Bedingt durch die hohe HIV-Infektionsrate gibt es in Kenia zahllose Waisenkinder, die in unbeschreiblicher Not und Armut leben und keine Lebensperspektive haben, auch weil sie ohne Schulbildung sind. Durch den Thüringer Verein wurden bisher vier zahnärztliche Praxen in Zusammenarbeit mit kenianischen Franziskanerinnen eingerichtet, um die arme Landbevölkerung und die Slumbewohner zu versorgen. Alle Geräte, Instrumente und Materialien wurden in Deutschland gekauft und vor Ort installiert. 150 000 Menschen gehören zum Einzugsgebiet des St.- Josephs-Hospitals Nyabondo. Priorität ist, daß jeder bei Notwendigkeit behandelt wird. Viele Ärzte aus Thüringen leisten hier während ihres Urlaubs uneigennützig medizinische Hilfe. Gleichzeitig werden in der Schwesternschule einheimische Krankenschwestern ausgebildet. Unterstützt wird auch ein Selbsthilfeprojekt von jungen mit HIV infizierter Witwen, die sich in Selbsthilfegruppen organisiert haben. Die Zuhörer begriffen sehr schnell, daß jede Hilfe gebraucht wird und sammelten eine Spende.

Buttstädt – In geraumen Abständen wird die Gruppe vom Sömmerdaer Kreisverband betreut. Dies ist meistens die Aufgabe von Margarete Ritter. Sie verbindet ihren Besuch stets mit einem Vortrag. Diesmal waren es die Lebensgeschichte von Anna Neander und Johann Portatius, sowie das dem Ännchen gewidmete Lied, welches fast 400 Jahre alt und populärer als je zuvor ist. Bei der Textanalyse wurde allen deutlich, was wahre Liebe und wahres Glück bedeuten. Gleichzeitig wurde die Leistung des in Memel geborenen und in Königsberg wirkenden Simon Dach gewürdigt. Einige der Zuhörer hatten auf ihrer Reise in das dreigeteilte Ostpreußen in Memel (Klaipeda) bereits vor dem wiederaufgebauten Denkmal auf dem Theaterplatz ge-

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 20

AUS DEN HEIMATKREISEN

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift. Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel. Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben

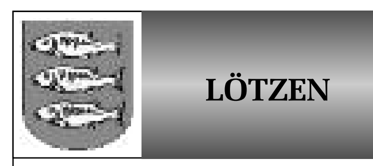


KÖNIGSBERG–STADT

Stadtvorsitzender: Klaus Weigelt. Patenschaftsbüro: Karmelplatz 5, 47049 Duisburg, Telefon (02 03) 2 83 21 51.

Klein aber fein! – 16 Altstädter Knaben der Altstädtischen Knaben Mittelschule zu Königsberg und ihre Ehefrauen trafen sich vom 24. bis 27. April 2008 zum 19. Mal in der „Villa Mercedes" in Bad Pyrmont. Nach der Begrüßung durch den Vorsitzenden der Schulgemeinschaft Manfred Eckstein gedachten wir unserer verstorbenen Schulkameraden: Helmut Fisch, Alfred Klaus, Heinz Krüger, Herbert Prang und Heinz Schimanski. Auch in diesem Jahr konnten wir wieder den anwesenden und den aus gesundheitlichen Gründen nicht am Treffen teilnehmenden Schulkameraden eine interessante Jahresschrift übergeben beziehungsweise mit Briefpost zusenden. Manfred Eckstein behandelte in seinem Einführungsvortrag die Entwicklung in unserer Heimatstadt in den letzten Jahren. Kritisch setzte er sich mit dem ZDF-Film über die Versenkung der „Wilhelm Gustloff" auseinander. Seine Ausführungen bestätigten Schulkameraden, die Angehörige auf dem Schiff hatten. Im Vortrag zum Schriftsteller Hermann Sudermann konnten wir erfreut feststellen, daß seine zum Teil übersetzten Werke in Litauen für den Schulunterricht genutzt werden. Dr. Renate Brilla hatte eine äußerst beeindruckende Ausstellung „Königsberg einst und jetzt" gestaltet, zu der sie uns eine interessante Einführung gab. Den Abend verbrachten wir mit einem DVD-Film und mit schabbern. Am zweiten Tag wurden in der Jahreshauptversammlung die Berichte des Vorstandes und der Kassenprüfer vorgetragen. Dem Vorstand wurde Entlastung erteilt. Da unser Häuflein sehr klein geworden ist, werden künftig die Schulkameraden Manfred Eckstein und Gerhard Jelonnek auch die Arbeit des Schriftführers und des Kassenwartes übernehmen. Dieses wurde von den Teilnehmern einstimmig beschlossen. Denn wir wollen weitermachen!

Prof. Dr. Günter Brilla berichtete über einige aktuelle Ereignisse in Königsberg. Auch dieser Tag schloß mit einem Film und schabbern ab. Traditionell führten wir am Sonnabend unseren Tagesausflug durch und besichtigten mit guter Führung das Welfenschloß „Marienburg" in Pattensen. Wir fuhren weiter nach Hildesheim, dort fand der wieder aufgebaute Markt großes Interesse. Im Knochenhauerhaus stärkten wir uns zur Mittagszeit. Den Nachmittag nutzten wir zum Besuch des Domes mit der 1000jährigen Rose und zu einer Stadtrundfahrt. Zurück ging es durch Dörfer und Wälder des Weserberglandes. Es war eine Fahrt in den Frühling. Und am Abend wurden wir von unseren Gastgebern mit einem Fischbüfett überrascht. Nach dem Abendessen gab es viel zu erzählen. Am Sonntag ging es nach dem Frühstück heimwärts, mit der Erwartung, daß wir uns im nächsten Jahr, vom 23. bis 26. April 2009, in Bad Pyrmont wiedersehen und unser 20. Treffen im Hause der Villa Mercedes in Bad Pyrmont feiern können. Anmeldungen zum Treffen nimmt Gerhard Jelonnek, Gorch-Fock-Weg 28 d, 22844 Norderstedt, Telefon (0 40) 5 25 68 68, Fax (0 40) 30 06 25 32, E-Mail: gerhard.jelonnek@t-online.de, entgegen. Liebe Schulkameraden meldet Euch, auch wenn Ihr den Schulabschluß infolge des Krieges nicht an der Altstädtischen Knaben Mittelschule in Königsberg machen konntet. Wer von Euch war in einem Kinder-Land-Verschickungslager, so zum Beispiel in Mehltheuer bei Plauen im Vogtland?



LÖTZEN

Kreisvertreter: Erhard Kawlath, Dorfstraße 48, 24536 Neumünster, Telefon (0 43 21) 52 90 27

Haupttreffen in Neumünster – Vom 29. bis 31. August findet in Neumünster wieder das Hauptkreistreffen der Kreisgemeinschaft statt. Hier ist das Programm: Freitag, 29. August, öffentliche Kreistagssitzung im Hotel Prisma, Max-Johannsen-Brücke 1, 14 Uhr. 19 Uhr Videofilm über Masuren, Hotel Prisma. Sonnabend, 30. August: 10 Uhr Besuch der Deutschen Gäste im Tierpark Neumünster, 14 Uhr Kranzniederlegung im Friedenshain, anschließend Besuch des Archivs und Heimatmuseum. 19 Uhr geselliges Beisammensein im Restaurant der Holstenhallenbetriebe. Sonntag, 31. August: Saalöffnung im Holstenhallen-Restaurant, 9.30 Uhr Gottesdienst Pfarrer Braun (Lötzen), 10.15 Uhr Mitgliederversammlung, 10.30 Uhr Konzert des Akkordeon-Orchesters, 11 Uhr Feierstunde (Festredner ist der Landtagspräsident Kayenburg), 13 Uhr Mittagessen, anschließend Besuch des Archivs und Heimatmuseum gegen 17 Uhr Ausklang. Zum Heimatmuseum fährt Sonnabend und Sonntag ab 14 Uhr ein kostenloser Pendler-Bus. Dort hat die Archivarin Frau Eichler eine Sonderausstellung „Textile Kostbarkeiten aus Ostpreußen" vorbereitet. Für Gäste, die übernachten möchten, hat die Kreisgemeinschaft einen Sonderpreis ausgehandelt. Bitte buchen Sie das Zimmer selbst. Telefon (0 43 21) 90 40, Stichwort Lötzen. Wir laden alle Landsleute zu diesem Treffen recht herzlich ein. Zu der Veranstaltung kommen auch wieder 40 Landsleute aus Lötzen (Gizycko).

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung von Seite 19

standen. Die Ännchen-Statue und die Gedenktafel für Simon Dach wurden als Symbol freundschaftlicher Beziehungen und gegenseitiger Verständigung mit dem litauischen Land gewertet. An dieser Veranstaltung nahm auch die Landesvorsitzende Edeltraut Dietel teil. Sie zeichnete zwei Frauen der Gruppe mit der Silbernen Ehrennadel der Landsmannschaft Ostpreußen für ihre Treue zur Heimat aus und verband mit dem Dank die Wünsche für beste Gesundheit. Den Abschluß bildete das Ännchen-Lied.

Wir fahren nach Ajonken

Die Zeiten ändern sich – die Urlaubsziele auch

Von Christel Bethke

Am Sonntag fliegen wir nach Amerika. Da gibt es eine echte Lewis schon für 50 Dollar." Oma denkt sich ihren Teil, rückt aber doch das Geld für die echten raus. Statt Dollar, 50 Euro. Aber dafür bis nach Amerika?! Na, sie will kein Spielverderber sein. Ist ja auch schön, daß die Jugend von heute was von der Welt zu sehen bekommt.

„Am Sonntag fahren wir nach Ajonken", bestimmte die Großmutter zu ihrer Zeit, „und du kommst mit." Das Kind wird vor lauter Freude ganz rot und stumm. Einmal mußte das im Sommer sein und einmal im Winter Einmal mit der Kutsche und einmal mit dem Schlitten. Was schöner ist, konnte man nicht sagen.

Aber erst muß Großvater zu seinem Bruder Julius, der den elterlichen Hof bewirtschaftet, und sich Pferde und Wagen ausleihen. Ob er die beiden Braunen bekommt, fragt sich das Kind, das mit ist. Bekommt er, aber Onkel Julius kann es nicht lassen und mahnt: „Aber jag se n nich so bei der Hitze." „Aber wo werd ich se jagen", wehrt Opa ab. Und die Kutsche gibt es, in der man sich hochherrschaftlich vorkommt. Oma und das Kind hinten und Großvater vorn, die Zügel in der Hand,

Urlaubserinnerungen aus der ganzen Welt

mit der er die Braunen dirigiert.

Aber erst die Vorbereitungen. Großvater beim Waschen im Hof an der Pumpe, das Kind bedient den Schwengel je nach Bedarf. Wie der schnauft und prustet! Zum Fürchten. Überm Staketenzaun hat Oma ein frisches Hemd und neue Fußlappen gehängt.

Blau ist das Hemd, mit weißen Streifen, ohne Kragen, denn die kann er nicht vertragen. Deshalb haben seine Hemden nur einen ganz schmalen Stehkragen. Zimmermannshemden. Dazu die neue Manchesterhose und die mit Lederfett eingeschmierten Schnürschuhe. Großmutter hat sich das Haar schon am Vortage gewaschen, es mit dem Regenwasser aus der Tonne gespült, bis es knirscht und in der Sonne trocken gebürstet. Jetzt glänzt es und ist so weich, daß die Haarnadeln ständig aus dem dicken Haarknoten rutschen. Dauernd

Im Sommer mit der Kutsche

muß sie sich an den Dutt fassen und nachfühlen.

Gleich nach dem frühen Mittagessen geht es los. Sommerherrlichkeit. Sommerweg, rechts und links von der Chaussee unendliche Getreidefelder. In der Chaussee herrscht grünes Dämmerlicht. Schmetterlinge taumeln über den Weg.

Ab und zu stöbern sie einen auf, der neben ihnen aus dem Graben hoch kommt. Lerchengesang oben in der Luft. Wird es Regen geben? Es ist heiß, aber auch schwül? Nein, wird nicht, die Schwalben fliegen hoch über ihnen und machen den Lerchen Konkurrenz. Großmutter ist fast eingedöst und Opa hat sich sein großes Taschentuch mit Hilfe von vier großen Knoten zur Kopfbedeckung umfunktioniert.

Die Pferde müssen ab und zu auf Trab gebracht werden, sonst kommen sie ja ewig nicht an. Das Kind ist selig, wenn es sich auch ein wenig geniert wegen Opas „Mütze". Bald aber kommt die Abzweigung, der Birkenweg nach Ajonken. Paar Häuserchen an der Straße, jedes eine Welt für sich.

Onkel Franz muß die Staubwolke gesehen haben, denn er steht schon am Tor und erwartet sie, hilft galant den Damen aus der Kutsche. Der Hof ganz auf Sonntag: Gefegt, aufgeräumt, am Misthaufen träges Geflügel. Sogar Prinz, der Hund, wedelt nur schwach zur Begrüßung mit dem Schwanz. Willkommen waren sie immer, auch ohne Anmeldung. Wie sollte das wohl auch gehen?

Während die Männer die Pferde zur Koppel führen, wird Tante Metha begrüßt. Fladen ist auch da und dazu bekommt das Kind Himbeersaft. Tante Metha holt welchen aus dem Keller, er ist kühl und wird mit Brunnenwasser gemischt.

Opa muß Onkel Franzens Selbstgebrannten probieren. Nicht übel, aber Opa muß sich bald ins Gras unter den Birnbaum legen und ein Nikkerchen machen. Der Kuchen schmeckt wunderbar. Den könnte man immerzu essen.

Während die Frauen am Kaffetisch sitzen und plachandern, darf das Kind mit Onkel Julius zu den Tieren. Wieviel neue es gibt. Am niedlichsten sind die kleinen Fohlen. Ob das Kind mal reiten will? Nein, lieber nicht, aber eins von den kleinen Kaninchen darf es auf den Arm nehmen. Es ist fast schon dunkel, als es wieder nach Hause geht. Die Vögel sind verstummt, nur die Poggen machen ihr lautstarkes Konzert in den Tümpeln. Der Himmel wird tief und schwarz und ist übersät mit flirrenden glitzernden Sternen, die ihr Licht verdoppeln müssen, denn der Mond hat heute Feierabend, wie der Großvater behauptet.

Selbstgebrannter Schnaps ist was Feines

Gott sei Dank ist keine Verkehrskontrolle zu befürchten, kein ins Röhrchen pusten. Die Pferde finden den Weg von ganz allein, und als sie bei sich ankommen, muß der Großvater das schlafende Kind ins Haus tragen. Auch die Großmutter ist eingeschlafen und hat doch nichts vom Selbstgebrannten zu sich genommen.

Sehr viel später wird das Kind als Erwachsene auf einer alten Landkarte nachsehen, wo Ajonken liegt. Gesucht und nicht gefunden. Wahrscheinlich erhielt es wie viele Dörfer einen neuen Namen in neuer Zeit. Ganz bestimmt. Oder war das alles nur ein Traum? Nein, es war keiner, denn da gab es dieses verdorbene Voilekleid mit den gestickten Blumenkränzen, weiß, verdorben durch die Kirschen, die es im Garten gegessen hatte. Und was natürlich eine Standpauke nach sich zog. Sicherlich wären für derartige Unternehmungen Lewis praktischer gewesen, oder?

Programm des Ostpreußischen Landesmuseums

Lüneburg – Noch bis 7. September 2008 läuft die Kabinettausstellung „Heydekrug und Holstein – Landschaften von Horst Skodlerrak". „Museum erleben" lautet die Devise jeden Dienstag, jeweils 14.30 Uhr bis 16.30 Uhr, Eintritt: 4 Euro (inklusive Kaffee, Tee und Gebäck).

Sommer-Ferienprogramm vom 4. bis 8. August 2008: Der kleine Guckkasten: Sommerlandschaften gestaltet und gemalt – Ein Ferienprogramm für Kinder von 7 bis 12 Jahren. An insgesamt vier Werkstationen können die Kinder sich schöpferisch und handwerklich üben. Der Künstler Skodlerrak mit seinen kleinen Formaten wird die Teilnehmer anregen, selbst auf kleinen Hartfaserplatten mit Öl und Acrylfarbe zu malen, Rahmen für die Bilder zu bauen und verschiede Drucktechniken auf Postkarten auszuprobieren. Als besondere Herausforderung werden wir wie ein Architekt Modelle bauen und in selbst hergestellten Guckkästen durch optische Täuschungen die große Welt im Kleinen entdecken.

Am letzten Tag der Ferienwoche sollen Eltern und Freunde in die erfahrenen Geheimnisse eingeweiht werden. In einer Ausstellung soll das kreative Ergebnis einer spannenden Woche präsentiert werden. Wann: 4. bis 8. August 2008, täglich von 13.30 bis 16.30 Uhr, Wo: Museumspädagogische Abteilung des Ostpreußischen Landesmuseums, Kosten: 28 Euro (inklusive Material) pro Kind für eine Woche, Anmeldung unter Telefon (0 41 31) 75 99 50.

Ostpreußisches Landesmuseum, Ritterstraße 10, 21335 Lüneburg, Telefon (0 41 31) 75 99 50, Fax (0 41 31) 7 59 95 11

Ein interessantes Land

Eine Jubiläumsausstellung würdigt 25 Jahre Oberschlesisches Landesmuseum

Von Dieter Göllner

Mit einer großen Jubiläumsausstellung erinnert das Oberschlesische Landesmuseum von Ratingen-Hösel an herausragende Ereignisse aus seiner Geschichte und blickt in die Zukunft

Ein doppeltes Jubiläum steht an: Vor 25 Jahren wurde das Oberschlesische Landesmuseum von Ratingen-Hösel eröffnet und vor zehn Jahren der Museumsneubau eingeweiht. Grund genug für das größte schlesische Museum in Westdeutschland, die Meilensteine der Geschichte im Rahmen einer Ausstellung und einer Feier Revue passieren zu lassen. Dr. Stephan Kaiser, Direktor der musealen Einrichtung, blickte gemeinsam mit seinem jungen, hoch motivierten Team bei dieser Gelegenheit auch in die Zukunft und verriet einige der ehrgeizigen Vorhaben und grenzüberschreitenden Projekte.

Mit einer Filmvorführung des Videos zur Ausstellungseröffnung aus dem März 1983 mit der Rede des damaligen Ministerpräsidenten Johannes Rau wurden die zahlreich erschienenen Gäste zunächst auf eine Zeitreise in die Vergangenheit eingestimmt. Damals betonte Rau, „...daß die Patenschaft Nordrhein-Westfalens über Oberschlesien kein feierlicher Akt ist, sondern eine beständige Aufgabe sein sollte und bleiben soll“. Diese Worte wurden in die Tat umgesetzt und gelten auch heute noch.

Das Oberschlesische Landesmuseum sammelt, bewahrt und stellt das dingliche Kulturgut Oberschlesiens aus, um der Öffentlichkeit ein Bild von der Geschichte und Kultur dieser Region zu vermitteln und zusätzlich über das heutige Oberschlesien zu informieren. Das Museum arbeitet im Sinne der Völkerverständigung und der guten deutsch-polnischen Nachbarschaft. Es wird vom Land Nordrhein-Westfalen, seit 1964 Patenland für die Oberschlesier, gefördert. Träger ist die 1970 gegründete Stiftung Haus Oberschlesien, eine Stiftung privaten Rechts.

Direktoren: Der amtierende Museumsleiter Dr. Stephan Kaiser (re) führt die beiden ehemaligen Direktoren des Oberschlesischen Landesmuseums, Dr. Nikolaus Gussone (Mitte) und Dr. Albrecht Tyrell (li), durch die Jubiläumsausstellung. Foto: DG

Bei der Feierstunde waren auch die ehemaligen Direktoren der Institution, Dr. Nikolaus Gussone und Dr. Albrecht Tyrell, anwesend, die einen Rückblick auf besondere Ereignisse ihrer Leitungszeit boten.

Bereits das alte Oberschlesische Landesmuseum war als kulturgeschichtliche Institution angelegt, die mit einer kleinen Sammlung, als „ein Museum zum Wachsen und Mittun“ anfing. Das Konzept eines Hauses, das der Erinnerung gewidmet war, bewährte sich schnell und die Anzahl der Ausstellungsstücke – darunter Trachten, Modelle, Bilder, Bücher und sonstige Zeugnisse oberschlesischen Lebens – nahm durch die vielen Schenkungen der Oberschlesier rasch zu. Als eines der ersten bundesgeförderten ostdeutschen Landesmuseen erhielt Ratingen einen modernen Neubau. Am 16. Juli 1998 fand auf der gegenüberliegenden Straßenseite des Hauses Oberschlesien die Eröffnung des neuen Oberschlesischen Landesmuseums statt. Die neu gestaltete und erheblich erweiterte Dauerausstellung zur Kultur und Geschichte Oberschlesiens zeigt seitdem die Ausstellungsstücke in ihrem historischen Zusammenhang. Ebenfalls neu gestaltet wurde der Bereich zum Leben und Werk des Dichters Joseph von Eichendorff.

Heute ist im Obergeschoß die Dauerausstellung zu sehen, die einen Überblick über die Kultur und Geschichte Oberschlesiens mit den drei Hauptthemen „Oberschlesien vor der Industrialisierung“, „Oberschlesien und die Industrie“ sowie „Oberschlesien in der Politik des 20. Jahrhunderts“ gewährt.

Das Oberschlesische Landesmuseum von Ratingen-Hösel hat in seiner 25jährigen Tätigkeit fast 200 inländische und rund 50 ausländische Sonderausstellungen realisiert. Gemeinsam mit Partnern aus dem näheren Umfeld, aber auch aus den Nachbarländern wurden historische, topographische, kulturelle und künstlerische Projekte durchgeführt. Die große Sonderausstellung „Ein zehnfach interessantes Land“ (22. Juni – 5. Oktober 2008), die das Oberschlesische Landesmuseum beiden Jubiläen widmet, steht ganz im Zeichen eines Zitates von Johann Wolfgang Goethe. Der Dichter schrieb im August 1790 in einem Brief aus Schlesien nach Weimar: „Seit Anfang des Monats bin ich nun in diesem zehnfach interessanten Lande, das ein sonderbar schönes, sinnliches und begreifliches Ganzes macht. Ich werde viel zu erzählen haben“. Und genau diese Vielfalt will das Museum mit der Präsentation unterstreichen.

Die Jubiläumsschau zeigt Impressionen von der Grundsteinlegung sowie der feierlichen Einweihung des Hauses und greift einige Publikumserfolge aus den vergangenen Jahren auf. So wird in einer Sektion an große Künstlerpersönlichkeiten aus Oberschlesien erinnert, in einer weiteren an namhafte Dichter und Literaten, wie Joseph von Eichendorff und Gustav Freytag. Die Themenausstellungen wie „Aufbau West“ und „Anfang und Ende Preußens in Schlesien“ finden ebenso Erwähnung wie Präsentationen, in denen die landschaftlichen Schönheiten des Riesengebirges oder die Geschichte und Gegenwart der oberschlesischen Montanregion veranschaulicht werden.

Ein Blick in die Zukunft weist auf eine Ausstellung zum Leben und Wirken des in Neisse geborenen berühmten Zoologen und Tierfilmers Bernhard Grzimek. 2009/2010 wird es in der Ausstellung „Adler über Schlesien. Ereignisse und Pioniere der Luftfahrtgeschichte“ in luftige Höhen gehen. 2010 gibt es „Glanzpunkte schlesischer Keramik. Fayencen aus Proskau und Glinitz“.

In der Vielfalt der behandelten Themen offenbart sich die Einzigartigkeit Oberschlesiens als eine lebendige, im Wandel befindliche Region mit Brüchen und Gegensätzen, ihrer wechselvollen Geschichte, ihren Menschen und ihrem großen Potential für die Zukunft im vereinten Europa.

Der schönste Liebesbrief

Amor kam diesmal in menschlicher Gestalt

Von Gabriele Lins

Was ist nur mit dir los? In letzter Zeit benimmst du dich wie eine Seufzerbrücke“, sagte Andreas zu Paul. Die beiden Freunde saßen vor ihrer Lieblingspizzeria und genossen ihren Feierabend. Als Antwort verdrehte Paul die Augen und schickte einer hastig vorübergehenden Studienkollegin sehnsüchtige Blicke nach. „Ich stelle fest: Du bist verliebt“, mutmaßte sein Freund, und damit hatte er ins Schwarze getroffen. Nach und nach bekam er heraus, daß sich Paul in Miriam verguckt hatte, die eben noch an ihnen vorbeigegangen war, bildhübsch, schlank und schwarzhaarig wie ehemals Schneewittchen. Daß ihre Nase ein kleines bißchen zu groß war, schien ihn nicht im geringsten zu stören.

Eine menschliche Seufzerbrücke

„Das Blöde ist“, meinte Paul, „daß ich schüchtern bin.“ Das ungläubige Lachen des Freundes wischte er mit einer wütenden Geste beiseite. „Miriam braucht mich nur anzulächeln und schon werde ich puterrot und kriege kein vernünftiges Wort mehr heraus. Wie soll ich ihr nur verklickern, daß ich mit ihr ausgehen möchte. Stotternd vielleicht?“

„Dann schreibe es ihr doch einfach“, meinte Andreas, „aber so, daß sie rot wird, und zwar vor Freude.“ Diesen Rat befolgte der junge Mann.

Er schrieb ihr, nicht etwa durch eine Mail, sondern auf ganz altmodische Weise einen Brief, in dem er sie um ein Treffen bat. Er legte sein Herz vor sie hin. Worte in Hülle und Fülle lagen fertig aufgereiht in seinem Hirn, purzelten auf das Papier und mußten nur noch geordnet werden. Es wurden drei eng beschriebene Seiten, in denen er ehrlich zugab, daß er schüchtern sei.

Noch am selben Tag ging er zu ihrem Haus. Längst hatte er herausgekriegt, wo sie wohnte, gar nicht weit von seiner kleinen Studentenbude entfernt. Sein Herz klopfte viel zu schnell, als er das kostbare Schreiben in ihren Briefkasten warf. Sehnsüchtig sah er zu ihrem Fenster hinauf und hätte am liebsten eine Serenade für sie gesungen. Leider fehlte ihm dazu die Geige zur Begleitung und der Mut.

In den folgenden Tagen lebte er in einem Zustand der Angst, der Unsicherheit und des Zweifels, weil er Miriam nicht mehr traf. Wo war sie plötzlich? War sie krank geworden? Oder mied sie ihn, weil sie ihn lächerlich fand?

„Sie ist verreist“, klärte ihn Andreas auf, „meine Freundin hat mir erzählt, daß Miriam weggefahren ist, um heimlich zu heiraten.

Und weißt du, wer der glückliche Ehemann sein wird? Dr. Hoffmann. Der ist doch schon immer hinter ihr hergeschwänzelt.“

Paul ging in die nächste Pizzeria, um seine Enttäuschung in mehreren Litern roten Weines zu ertränken. Andreas half ihm freundschaftlich dabei.

Ein paar Tage später saß Miriam auf einer Treppenstufe der Uni und biß mit vergnügter Miene in ihr Brötchen, daß es krachte, und ihre Schneewittchenhaare flatterten mutwillig im Frühlingswind. Paul wollte schon an ihr vorübergehen, aber sie sprach ihn an. Wie sie zu ihm auflächelte! Sein Herz schien verrückt geworden zu sein, weil es so pochte. Miriam schluckte den letzten Bissen hinunter. „Hallo Paul, ich habe ihn erhalten, den schönsten Liebesbrief der Welt. Ich mußte aber leider erst zu meiner kranken Mutter fahren. Doch nun hätte ich Zeit. Du wolltest mich doch einladen. Oder?“ Erstaunt blickte sie ihn an. „Ist dir nicht gut? Du bist so blaß um die Nase.“

Eine Gemeinheit und die schönen Folgen

„Bist – bist – du denn nicht verheiratet?“, stotterte er, und sein Gesicht nahm die Farbe einer ausgereiften Tomate an.

Sie lachte. „Wie kommst du denn darauf? – Ach so, vorige Woche war ja der Erste. Da hat dich wohl jemand kräftig in den April geschickt.“

Paul schluckte. Na warte, Andreas! Diesmal war er ein bißchen zu weit gegangen! Aber schließlich hatte er die Idee mit dem Liebesbrief gehabt. Und heute – also heute konnte er ohnehin keinem Menschen böse sein.

Die Parkbank

Ab und an sollte man sich auf das Wesentliche besinnen

Von Renate Dopatka

Schweißtropfen stehen auf Carls Oberlippe. Die linke Hand ums Lenkrad gekrampft, zerrt er mit der Rechten an seiner Seidenkrawatte, versucht so, sich ein wenig Luft zu verschaffen. Im Rückspiegel sieht er sein gerötetes Gesicht und die stark angeschwollenen Stirnadern. Es ist ein beängstigender Anblick. Zusammen mit dem leichten Ziehen in seiner Brust läßt er Carl fast in Panik ausbrechen. Ein Herzinfarkt mitten im abendlichen Stoßverkehr? Lieber Himmel, nur das nicht! Wer weiß, wieviel Zeit draufgehen würde, bis der Notarztwagen sich einen Weg durch die völlig verstopfte Innenstadt gebahnt hat.

Er denkt an Gerda, die zu Hause sicher schon ungeduldig auf ihn wartet. Beide sind sie für heute abend von Geschäftsfreunden zum Essen eingeladen. Es sind wichtige Leute, die man nicht so einfach vor den Kopf stoßen darf. Auch wenn er sich in diesem Augenblick nur nach Stille und einem schlichten Butterbrot sehnt – seinen gesellschaftlichen Verpflichtungen kann er sich nicht so ohne weiteres entziehen. Überall präsent zu sein, Kontakte zu knüpfen und zu pflegen – das ist von jeher seine Devise gewesen und bis jetzt ist er auch glänzend damit gefahren.

Hektik des Alltags

Die Ampel springt um auf Grün. Ungeduldiges Hupen ertönt. Ehe Carl sich recht besinnen kann, klopft es hart ans Seitenfenster. Ein wütendes Gesicht starrt ihn an: „Machen Sie ein Nickerchen oder hat Ihre Nobelkutsche den Geist aufgegeben?“

Carl drückt hastig aufs Gaspedal, reiht sich wieder ein ins Menschen- und Blechgetümmel. Sein eleganter Nadelstreifenanzug ist mittlerweile völlig durchgeschwitzt. Diese verflixte Konferenz kurz vor Feierabend hat ihn Zeit und Kraft gekostet. Schon seit Monaten rebelliert sein Körper gegen diese schonungslose Lebensführung. Auch heute wird er ihm nicht die dringend erforderliche Ruhe gönnen.

Abgehetzt und schweißgebadet

Statt sich mit einem Buch aufs Sofa zu legen, wird er den Abend mit Menschen verbringen, die denselben Zwängen unterworfen sind wie er selbst. Sie werden zu Alkohol und Tabletten greifen müssen, um sich so gegenseitig Souveränität und Sicherheit vorspielen zu können.

Der Schmerz in seiner Brust verstärkt sich und mit ihm die Angst. Nur mit Mühe hält er die Spur. Das scharfe Gelb der tiefstehenden Sonne blendet ihn, läßt seine Augen tränen, so daß er plötzlich alles wie durch einen Schleier sieht. Einem jähen Impuls folgend, setzt er den Blinker. Statt weiter geradeaus zu fahren, in die untergehende Sonne hinein, schert er aus in eine ihm unbekannte stille Seitenstraße. An ihrem Ende schimmert es verlockend grün, und Carl hält auf dieses Grün zu, klammert sich daran wie an einen Rettungsanker.

Eine kleine Parkanlage mitten in der Stadt empfängt ihn. Hier ist vom Lärm der Hauptstraße nichts mehr zu hören. Die einzigen Geräusche sind das Knirschen von Kies unter seinen Schuhen, ein müder Vogelruf und das in der Abendstille seltsam wehmütig klingende Quaken der Teichenten.

Tiefe Schatten liegen über dem Park, der völlig verwaist scheint. Carl spürt, wie der Schmerz nachläßt. Wie Balsam dringt der Geruch feuchter Blätter in seine Lungen. Auf der Uferböschung, die zum Teich hinunterführt, steht eine einsame Bank, dort will er sich ausruhen.

Erst im Näherkommen entdeckt er den ziemlich ungepflegt wirkenden Mann, der in vorgebeugter Haltung auf der Bank hockt. Es widerstrebt Carl, sich neben diesen – vermutlich betrunkenen – Stadtstreicher zu setzen, aber dann tut er es doch.

Verschmitzte Äuglein mustern ihn forschend, warten, bis Carl

Mit Ruhe und Bedacht

den Blick erwidert: „Schönes Plätzchen hier, nicht wahr?“

Carl riecht die Schnapsfahne, sieht das knautschige Gesicht und den zahnlosen Mund, sieht aber auch das leise, zutrauliche Lächeln in den Augen des anderen.

„Ich wüßte im Moment keinen besseren“, bekennt er mit belegter, weicher Stimme. Der Stadtstreicher nickt bedächtig und schaut dann wieder nach vorn, auf die stille Wasserfläche.

Lange Zeit sitzen sie so da, während die Dämmerung weiter fortschreitet. Carl weiß, daß es höchste Zeit ist, nach Hause zu fahren. Doch eigentlich hält der Gedanke, zu spät zu kommen, keinen Schrecken mehr für ihn bereit.

Querschnitte durch Ostpreußen

Einen bunten Querschnitt durch Ostpreußen hat Benjamin Jahn Zschocke eingefangen – und das in Schwarzweiß. Seine Linolschnittfolge „Ostpreußen“ hat der junge Künstler exklusiv für den Preußischen Mediendienst angelegt. In bunter Reihe findet man dort Motive aus Schippenbeil (Allebrücke), Preußisch Holland (St. Bartholomäus) oder Tilsit (Königin-Luise-Brücke) sowie aus Marienwerder. Das Tannenberg-Denkmal darf ebensowenig fehlen wie natürlich Königsberg mit Dom und Schloß. Auch Motive um die tägliche Arbeit wurden von dem Künstler festgehalten: Da sieht man Bernsteinfischer bei der Arbeit, Bauern auf dem Feld und die für das nördliche Ostpreußen typischen Keitelkähne. Mit sicherer Hand hat Jahn Zschocke das Unverwechselbare in Linol geschnitten, zur Freude aller Ostpreußen und der Freunde dieser Region. *man Zu erwerben sind die zehn nummerierten und signierten Linolschnitte (Format A3) in einer Mappe (150 Euro) oder einzeln (Format A4, 4,95 Euro) nur beim Preußischen Mediendienst, Mendelssohnstraße 12, 04109 Leipzig.*

Schonkost		gießen	die Wärme betreffend		eine Behörde		Ding; Angelegenheit	Bauingenieur		falsche Methode	eine Zahl		jagen, treiben	die Menge feststellen		Nadelloch		Kunstflugfigur (engl.)		Eingang	Präsident der USA (Harry S.)
Hüftschmerz								Möbelstück						Blumenstrauß (französisch)							
					Turkvolkangehöriger						Bediener e. Feuerungsanlage							sicher, fest; bewandert		Grazie	
deutscher Maler (August)			Niederlegung eines Amtes											Vorfahrin							
					Raubtierfuß mit Krallen			ein Indogermane			römischer Geschichtsschreiber	verschönerndes Beiwerk					unmittelbar		Zuchtlosigkeit		
starker Wind	großer Beutel, Behälter aus Stoff		Sammlung von Schriftstücken					lange, schmale Vertiefung						Lebenshauch		Schauspiel					
Trauerspiel von Goethe							gebietsweise									unempfänglich, gefeit					
				Kfz-Zeichen Böblingen			Kanton der Schweiz			Techniker mit Hochschulabschluss		hochbegabter Mensch	zähflüssiges Kohleprodukt					Bund, Zusammenschluss			heiteres musikal. Bühnenwerk
Schlussstellung, Sieg im Schach			Kohlenwasserstoff in Gasform						Abk. für Bildunterschrift	italienische Weinstadt										Werbeposter	
Junge, Bub						Anpflanzung						ölhaltige Frucht			in hohem Maße	eng bemessen					
														männlicher Nachkomme	Ruhe, Schweigen						
						früheres Land des Dt. Reiches		Stadt am Ganges (früherer Name)	Farbe		Märchen-, Sagengestalt						Sammelbuch		Feinmechaniker		
						darstellen									österr. Schriftsteller (Peter)						
										ein Südafrikaner	Verkehrsmittel (Kurzwort)		verächtlich: Mann					Empfehlung			
						Wahlübung im Sport	moderne Kunstrichtung			nicht stehen, nicht sitzen					ein Pariser Flughafen	Bohle, Planke					
						„Heidenapostel“							Flachland			Spion, Spitzel		Rassehund		Stoff mit glänzender Oberfläche	
														ägyptischer Königsname							Trinkgefäß
						zu den Wespen gehörendes Insekt			frühere französische Münze		Meeresvogel	unartiges Kind (ugs.)					tschechische Hauptstadt				
														legendäres Wesen im Himalaja					chem. Zeichen für Thallium		
						Bestimmung (Amtssprache)		schwedische Insel							Biberratte						
						poetisch: Getränk						anfänglich					Aufschlag für geliehenes Geld				

So ist's richtig:

Schüttelrätsel:

■	■	P	■	■	H	■	■	■	■
A	B	S	C	H	A	F	F	E	N
■	A	A	R	O	N	■	A	S	E
■	R	L	■	H	O	L	M	E	S
R	I	M	I	N	I	■	A	L	T

Mittelworträtsel: 1. Pfosten, 2. Kartoffel, 3. Winkel, 4. Steiger, 5. Marken, 6. Wunder, 7. Scheitel – Tonerde

Magisch: 1. Stollen, 2. Klapper, 3. General

Schüttelrätsel

In diesem ungewöhnlichen Kreuzworträtsel stehen anstelle der Fragen die Buchstaben der gesuchten Wörter alphabetisch geordnet in den Fragefeldern. Zur Lösung beginnen Sie am besten mit den kurzen Wörtern (Achtung: ORT kann z. B. ORT, TOR oder auch ROT heißen).

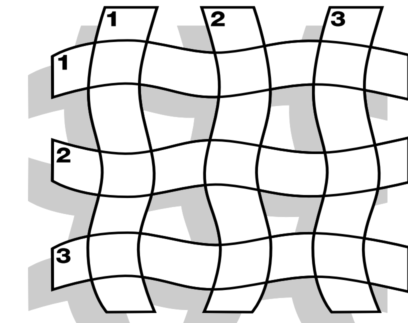
AABC EFFH NS	ABIR		ALMPS	HHNO		AHINO	AAFM	EELS	ENST
AANOR						AES			
IIIM NR			EHLM OS						
						ALT			

Mittelworträtsel

Erweitern Sie die linken und rechten Wörter jeweils durch ein gemeinsames Wort im Mittelblock. Auf der Mittelachse ergibt sich in Pfeilrichtung ein Aluminiumoxid.

1	TOR		SCHUSS
2	FRUEH		SUPPE
3	BLICK		ADVOKAT
4	BERG		WALD
5	BRIEF		ZEICHEN
6	WELT		BAR
7	MITTEL		PUNKT

Magisch



Schreiben Sie waagerecht und senkrecht dieselben Wörter in das Diagramm.

1 unterirdischer Gang
2 Lärmgerät
3 Offiziersrang

Wo die Olympioniken segeln

Die diesjährigen Spiele sollten Anlaß sein, sich der Wurzeln Tsingtaus zu erinnern

Von MARTIN SCHMIDT

Bei den vor der Tür stehenden Olympischen Spielen vom 8. bis 24. August in der chinesischen Hauptstadt Peking werden die Segelwettbewerbe in der nur gut eine Flugstunde von der Landeshauptstadt entfernten Küstenstadt Tsingtau (Qingdao), ausgetragen, einer der ganz wenigen Badeorte der Volksrepublik. Das Wassersportdomizil verdient aus deutscher Sicht Beachtung, weil es Verbindungen gibt, die weit über die Tatsache hinausreichen, daß das schleswig-holsteinische Kiel 2004 ein Programm gestartet hat, mit dem auf verschiedenen Ebenen Segel-Know-how ins Reich der Mitte transferiert wurde.

Die Millionenstadt Tsingtau bildete noch vor 100 Jahren das Zentrum der deutschen Kolonie Kiautschou. Ein Erbe, das vor allem in architektonischer Hinsicht augenfällig geblieben ist, prägen doch die zahlreichen wilhelminischen Bauten der Jahrhundertwende das moderne Tsingtau. Die geschichtlichen Wurzeln dieser Spuren liegen in einer Haltung begründet, wie sie im kleindeutschen Kaiserreich in der Forderung des Großadmirals Tirpitz zum Ausdruck kam: „Sollte der deutsche Handel immer mehr aufhören, ein Zwischenträger zwischen englischen und chinesischen Erzeugnissen zu sein und deutsche Waren auf den asiatischen Markt werfen, so bedarf es eines Geschwaders und eines eigenen Hongkong ...“ Erst sehr spät wurden die deutschen Ambitionen im Land des Drachens Wirklichkeit, nämlich erst, nachdem sich alle anderen imperialistischen europäischen Großmächte plus Japan ihre Stützpunkte im dahinsiechenden chinesischen Kaiserreich bereits gesichert hatten. Doch China ist groß, und in der Nordprovinz Schantung (Shandong) – der Heimat des Konfuzius – ließ sich noch ein Fleckchen finden: Kiautschou mit Tsingtau, der späteren „deutschen Stadt und Festung am Gelben Meer“.

Die Rahmenbedingungen der Expansion waren nicht unbedingt vorteilhaft, da die Kiautschou-Bucht außerhalb der damals bevorzugten Seerouten lag. Das Fischerdorf Tsingtau erschien als unbedeutendes Nest, zu dem sich im Umland rund 300 ebenso verschlafene wie verschmutzte Dörfer gesellten. Die Masse der Bewohner des dichtbesiedelten Landstrichs, dessen Größe in etwa derjenigen Hamburgs entsprach, fristete als Klein- und Kleinstbauern ein kümmerliches Dasein. Diesen eher deprimierenden Fakten standen aber auch positive Eigenschaften gegenüber: Die Wassertiefe der Bucht machte sie für tiefgehende Schiffe und nach entsprechender Ausbaggerung zur Anlage eines großen Hafens geeignet, im Hinterland gab es reiche Kohlevorkommen, und politisch gesehen lag die Region weit genug von den Interessensphären anderer Großmächte entfernt und eröffnete wegen ihrer Nähe zu Südjapan und Korea günstige strategische Perspektiven.

Die deutsche Kolonialgeschichte in China war besonders eng mit der christlichen Mission verknüpft. Auf die Ermordung von zwei deutschen Missionaren im Jahr 1897 antwortete das Reich mit der widerstandslosen Besetzung der Kiautschou-Bucht durch ein maritimes Landungskorps am 14. November desselben Jahres. Die offizielle Inbesitznahme folgte im März 1898 und wurde in Peking gegenüber dem Mandschu-Hof vertraglich für „vorläufig“ 99 Jahre bestätigt.

In den Augen der breiten Bevölkerung des Deutschen Reiches war Kiautschou trotz oder gerade wegen des mythenumrankten Boxeraufstandes vielleicht der populärste deutsche Überseebesitz. Denn neben der zum Heldenepos stilisierten Niederschlagung des Chinesenaufstands, an der deutsche Truppen entscheidenden Anteil hatten, entwickelte sich vor allem der Aufbau von Tsingtau zu einer Erfolgsgeschichte, die bis heute internationalen Respekt hervorruft. Die einzige Stadtgründung Deutschlands auf asiatischem Boden erlebte eine außergewöhnlich rasche wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung. Schon bald nach Gründung der Kolonie entstanden eine Eisenbahn und eine angesehene deutsch-chinesische Hochschule für Spezialwissenschaften. Tsingtau wurde als militärisch gesicherte Reißbrettstadt mit einem Europäer-, einem Chinesen- und einem Geschäftsviertel regelrecht aus dem Boden gestampft, ohne daß es – dank einer vorausschauenden Landordnung – zu Grundstücksspekulationen kam wie im Fall des britischen Hongkongs. So erhielt die Handels- und Marinestadt in kurzer Zeit eine nach Funktionen gegliederte Raumstruktur: Wohngebäude, Arbeitsstätten, Bildungseinrichtungen, Krankenversorgung, Freizeiteinrichtungen und Versorgungssysteme hohen Standards.

Der Bauboom ließ bis zum Ersten Weltkrieg eine schmucke wilhelminisch geprägte deutsche Stadt in China entstehen – mit baumbestandenen schachbrettartig angelegten Straßen, roten Ziegeldächern und kaisergelben Fassaden. Die 1910 in malerischer Lage eingeweihte evangelische Christuskirche wurde zum Wahrzeichen.

Kurz vor dem Ersten Weltkrieg ließ sich mit Recht behaupten, daß das Ziel, ein Schaufenster deutscher Leistungsfähigkeit in Ostasien einzurichten, erreicht war. Als der Revolutionär und Kuomintang-Gründer Sun Yat-sen Tsingtau besuchte, erklärte er es zum Modell für die chinesische Stadt der Zukunft und Deutschland zum Vorbild für die Schaffung eines modernen Chinas. Die auf dem Boden des Pachtgebiets lebenden Einheimischen blieben chinesische Staatsbürger, standen jedoch unter dem „Schutz“ des Reiches und dessen Gouverneur Truppel. 1913 bestand die Stadtbevölkerung Tsingtaus aus 2400 Soldaten der deutschen Garnison, 53 312 Chinesen, 2069 Europäern und Amerikanern, 205 Japanern sowie 25 anderen Asiaten.

Eine besondere Rolle nahm Kiautschou auch während des Ersten Weltkrieges ein, zumal der der Marine unterstellte Flottenstützpunkt Tsingtau das strategisch wichtigste Verteidigungsobjekt des deutschen Kolonialreiches war. Knapp 5000 reichsdeutsche und österreichische Soldaten standen einer weit überlegenen japanischen Streitmacht gegenüber, die von britischen Verbänden unterstützt wurde und über eine ungeheure Feuerkraft verfügte. Doch erst nach monatelanger erbitterter Gegenwehr konnten am 7. November 1914 ungefähr 64 000 Japaner die deutschen Verteidigungsstellungen stürmen und die Kolonie zur Kapitulation zwingen.

Die deutschen Verteidiger Kiautschous gelangten in japanische Kriegsgefangenschaft, wo man sie in mehreren Lagern unterbrachte und teilweise erst 1920 freiließ. Die bekanntesten Lager hießen Matsuyama und vor allem Bando auf der Insel Shikoku. Dessen vergleichsweise großzügige Leitung ließ rege Aktivitäten der Lagermannschaft zu, was in geistig-musischer Hinsicht weitreichende Folgen für die Verbesserung der japanisch-deutschen Beziehungen hatte. Während der etwa 32 Monate währenden Gefangenschaft in Bando wurden von den Insassen über 100 Konzerte und musikalische Vortragsabende veranstaltet sowie Dutzende Theaterstücke und Unterhaltungsprogramme aufgeführt. Musikalischer Höhepunkt und bleibendes Vermächtnis war die japanische Erstaufführung von Ludwig van Beethovens 9. Symphonie am 1. Juni 1918, die heute in vielen japanischen Städten traditionell zu den Neujahrsfeierlichkeiten angestimmt wird. Einen bedeutsamen Beitrag zur Bekanntmachung deutscher Kultur leisteten die Häftlinge des weiteren durch umfangreiche Ausstellungen, die sich in erster Linie an Besucher außerhalb des Lagers richteten. Im März 1918 gab die Gemeinde Bando den Gefangenen sogar öffentliche Räume, in denen für einen Monat die „Ausstellung für Bildkunst und Handfertigkeit“ gezeigt wurde. Die Exponate beinhalteten unter anderem Zeichnungen, Gemälde, Metall-, Holz- und Handarbeiten, Theaterrequisiten und -kostüme, Musikinstrumente sowie deutsches Essen. Stolz verzeichneten die Insassen die Zahl von 50 095 Besuchern, darunter etliche Schulklassen.

Die Kolonie Kiautschou blieb laut Versailler Vertrag zunächst in japanischer Hand, ehe sie am 10. Dezember 1922 an China zurückgegeben wurde. Danach fiel Tsingtau in einen langen Dornröschenschlaf, ehe die „deutsche Stadt“ seit der Öffnung der Volksrepublik in den späten 70ern einen neuerlichen rasanten Ausbau erlebte. Mit ihrem Tiefseehafen ist sie von großer Bedeutung für die ölverarbeitende Industrie und den Güterverkehr der gesamten Halbinsel Schantung. Tsingtau besitzt den drittgrößten Hafen Chinas und den neuntgrößten der Erde.

Noch bis in die 90er Jahre hinein mußten viele alte Kolonialgebäude unschönen Neubauten weichen, da sie als Schandmal der Fremdbestimmung galten. Daß die charakteristischen wilhelminischen Häuser mit ihren roten Dächern nicht ganz dem „ehernen Prinzip der Entwicklung“ und den dazugehörigen „Bauwerken der äußeren Erscheinung“ zum Opfer fielen, ist insbesondere dem seinerzeitigen Bürgermeister Yu Zhengsheng zu verdanken, der für die Altstadt einen Baustopp verordnete und die weitere Entwicklung der Neustadt auf die grüne Wiese verlagerte. Es gibt aber auch einen engagierten Verein, der sich liebevoll um die Erhaltung der kolonialen Bausubstanz kümmert. Obwohl das vor 100 Jahren gerühmte einzigartige Panorama der Stadt durch Hochhausbauten teilweise zerstört wurde, zeugen beispielsweise die evangelische Kirche und Teile des deutschen Bunkersystems, das man besichtigen kann, unübersehbar von der besonderen Historie. Die heute weltweit agierende einstige Germania-Brauerei ist mittlerweile als sehenswertes Museum mit Übergang in den modernen Teil der Abfüllanlage zu besichtigen, und die ehemalige Gouverneursresidenz fungiert ebenfalls als Museum, mit Originalmöbeln aus Stuttgart und Fotografien aus der Kolonialzeit.

In späteren Jahren nutzte man die Gouverneursvilla als Gästehaus, in dem sogar der rotchinesische Führer Mao Tse-tung 1956 mehrere Monate zubrachte. Ihm folgten Staatsgäste wie Ho Chi Minh oder Prinz Sihanuk. Nicht nur Mao, auch dessen Widersacher Tschiang Kai-schek hatte vorübergehend in Tsingtau residiert und sich dafür das in Strandnähe gelegene „Blumensteinhaus“ auserwählt. Heute dient es ebenfalls als Museum; frisch verheiratete Paare wählen es gern als romantischen Hintergrund für ihre Hochzeitsfotos.

Im Vorfeld der Olympischen Spiele wurden in der Altstadt Tsingtaus zahlreiche Sanierungsarbeiten durchgeführt, deren Umfang allerdings bei weitem nicht an das Bauprogramm in der maroden Altstadt von Peking heranreicht. Dort ließen die Behörden nach Angaben der Zeitung „Beijing News“ sage und schreibe etwa 10 000 alte Häuser entlang von 40 engen Gassen, den sogenannten Hutongs, abreißen und originalgetreu wiedererrichten. Alte Ziegelsteine und Dachpfannen fanden bewußt eine Wiederverwendung, zumal sich in der Volksrepublik China allmählich eine veränderte Haltung zur bislang als fremd empfundenen Denkmalspflege durchsetzt. Der ökonomische Fortschritt geht auch in den Köpfen der herrschenden Kommunisten nicht mehr wie selbstverständlich mit der Zerstörung des kulturellen Erbes einher. Dieses neue Denken gereicht nicht nur Tsingtau mit seinen deutschen Spuren zum Vorteil, ist aber dort besonders beeindruckend umgesetzt worden.



Christuskirche: Das evangelische Gotteshaus wurde zum Wahrzeichen Tsingtaus. Foto: pa

Die Stunde der Marineflieger

Von KLAUS GRÖBIG

Am 19. Juli 1918 wurde erstmalig ein Luftangriff gegen Bodenziele von Radflugzeugen ausgeführt, die von der Startbahn eines Schiffes gestartet waren. Ort des Geschehens war Tondern – damals deutsche Grenzstadt – heute zu Dänemark gehörig.

Kurz nach Beginn des Ersten Weltkrieges, am 16. September 1914 war dem Reichsmarineamt der Vorschlag unterbreitet worden, knapp nördlich der Stadt Tondern einen Zeppelinstützpunkt mit zwei großen Hallen zu errichten. Dieser Vorschlag wurde im Prinzip angenommen und realisiert. Während des gesamten Krieges wurden von Tondern aus 1550 Zeppelinflüge zur Seeaufklärung oder als Angriffsflüge gegen England unternommen. So war Tondern ein ganz besonders wichtiger Stützpunkt. Über kurz oder lang mußte diese Basis die Aufmerksamkeit der Briten erregen.

Die britische Marineleitung forderte für spätestens Juni 1918 einen Angriff gegen Tondern. Am 17. Juli 1918 verließ das britische Kriegsschiff HMS „Furious“, begleitet von einigen leichten Kreuzern und Zerstörern, Scapa Flow. In einigem Abstand folgte eine Deckungsgruppe mit einigen Schlachtschiffen. Am 19. Juli 1918 hatte die „Furious“ einen Punkt 80 Meilen nordwestlich von Tondern vor der dänischen Küste auf der Höhe von Lyngvig erreicht. Auf dem Startdeck standen Jagdflugzeuge vom Typ Sopwith Biplane F.1 „Camel“ bereit. Jede der Maschinen trug zwei Bomben.

Es war noch dunkel, als um 3.14 Uhr die erste Gruppe der Angreifer startete. Die Piloten Jackson, Dickson und Williams hoben problemlos vom Startdeck ab und verschwanden in der Nacht. Acht Minuten später starteten die „Camels“ der Piloten Smart, Thyne, Dawson und Yeulett von der „Furious“. Der erste Luftangriff von Radflugzeugen, die von der Startbahn eines Schiffes abgehoben hatten und die zumindest theoretisch wieder auf diesem Schiff landen sollten, hatte begonnen.

Nach knapp anderthalbstündiger Flugzeit, um 4.35 Uhr waren die ersten drei Flieger über Tondern. Sie griffen die größte der Zeppelinhallen, die sogenannte Toska-Halle, mit Bomben an und sahen diese in Flammen aufgehen. Von sechs geworfenen Bomben trafen fünf die Halle, die nicht nur selbst ein Opfer der Flammen wurde. Auch die dort abgestellten Luftschiffe L 54 und L 60 wurden vernichtet.

Die nächste Welle erschien um 4.50 Uhr über Tondern. Von den ursprünglich vier gestarteten Maschinen waren allerdings nur noch drei dabei. Pilot Thyne hatte über der Nordsee Maschinenschaden und mußte notlanden. Mit der Treffsicherheit der verbliebenen drei war es weniger gut bestellt. Ein Flugzeug griff die Stadt Tondern an und warf eine Bombe auf dem Viehmarkt der Stadt. Die übrigen Angreifer attakkierten die beiden älteren Hallen und brachten dort zwei Treffer an.

Von den drei Piloten der ersten Welle flogen zwei ins nahe Dänemark und ließen sich internieren, der dritte machte nahe dem Mutterschiff eine Notlandung. Von den drei Fliegern der zweiten Welle landete einer in Dänemark, einer stürzte ins Meer – seine Leiche wurde später angeschwemmt, und der dritte notlandete nahe der „Furious“.

Der Autor des Beitrags ist Verfasser des Heftes „Flugzeugträger ‚Furious‘“, (Schiffe Menschen Schicksale, Nr. 121), SMS-Verlag, Kiel 2004, 46 Seiten, 4,90 Euro.

MELDUNGEN

Nach dem Sport nicht hungern

Berlin – Nach dem Sport ist einem nicht unbedingt sofort nach Essen zumute. Allzu lange sollte man nach einem Waldlauf oder einem Tennismatch aber nicht mit der nächsten Mahlzeit warten. Denn die erschöpften Energiedepots des Körpers müssen wieder mit Nährstoffen gefüllt werden, wie die Berliner Sport- und Ernährungsmedizinerin Susanne Wiesner erläutert. Wer dies versäumt, riskiert Leistungseinbußen, überdurchschnittlich lange Erholungsphasen und einen Abbau der Muskelmasse. Idealerweise sollte man schon in der ersten Stunde nach dem Sport wenigstens eine Kleinigkeit essen. Nach einem Krafttraining im Fitneßstudio braucht der Körper in erster Linie Eiweiß, das beispielsweise in einem Steak oder in Quarkspeisen enthalten ist. Für Ausdauersportler empfiehlt sich dagegen eine kohlenhydratreiche Kost. Schnelle Energie liefert beispielsweise eine Banane. Zudem sollte ausreichend getrunken werden. *ddp*

Bewegungsdrang fördern

Köln – Kleine Kinder kann man nicht stundenlang auf dem Arm tragen. Wer mit seinem Nachwuchs mobil sein will, kommt daher um einen Kinderwagen nicht herum. „Es schadet aber nicht, wenn man den Sprößling auch mal ab und zu aus dem Wagen herausholt und ihn ein bißchen herumkrabbeln läßt", sagt Ulrich Fegeler vom Berufsverband der Kinder- und Jugendärzte. Je eher der Nachwuchs aktiv werde, desto schneller würden selbstständige Fortbewegungsmuster wie das Laufen erlernt. In der Regel ist der Bewegungsdrang von Erwachsenen abgeguckt: „Kinder orientieren sich hier stark am Verhalten ihrer Eltern", erläutert der Mediziner. Wenn die viel auf dem Sofa sitzen, entwickele sich häufig auch ihr Nachwuchs zu bewegungsarmen Menschen. Als Folge droht Übergewicht. *ddp*

Wenn die Beine tanzen

Das Restless-Legs-Syndrom ist trotz seines häufigen Auftretens nur wenig bekannt

Von MARTIN SCHÄFER

Da ist das Kribbeln wieder. Eigentlich wollte Rolf schlafen, Ruhe nach einem anstrengenden Tag suchen. Doch seine Beine machen ihm einen Strich durch die Rechnung: Sobald er sich hinlegt, wachen die Ameisen in den Waden wieder auf. Ein unwiderstehlicher Bewegungsdrang entsteht, hindert ihn lange am Einschlafen, weckt ihn mehrfach aus dem Tiefschlaf. Und nicht nur das – am nächsten Tag wird es weitergehen: Wenn Rolf sich im Büro an den Konferenztisch setzt, wollen die Beine wieder aufstehen und rastlos umhergehen. Kino- und Theaterbesuche sind längst nicht mehr möglich.

Erst als nach vielen Arztbesuchen die richtige Diagnose fällt – Restless-Legs-Syndrom –, tritt Entspannung ein.

Das RLS abgekürzte Syndrom der unruhigen Beine ist eine Nervenkrankheit, die – obgleich wenig bekannt – recht häufig vorkommt. Rund fünf bis zehn Prozent der Bevölkerung kennen die Symptome, meist sporadisch, bisweilen heftig und wiederkehrend wie bei Rolf. In ärztliche Behandlung wegen Übermüdung und weil sie den Alltag nicht mehr schaffen, muß jedoch nur etwa ein halbes Prozent der Bevölkerung, schätzt Claudia Trenkwalder. Sie ist Chefärztin der neurologisch ausgerichteten Paracelsus-Elena-Klinik in Kassel.

„RLS ist eine der wenigen Erkrankungen, bei denen sich die Patienten recht gut selbst diagnostizieren können", sagt die Medizinerin. Denn vier Kriterien kennzeichnen die Krankheit, und die sind recht einfach auszumachen: Erstens verspüren die Patienten in Ruhephasen ein Kribbeln und Ziehen in den Beinen – das sogenannte Ameisenlaufen –, meist vom Knie abwärts, eher selten in den Armen. Zweitens geht von den Beinen ein massiver Bewegungsdrang aus, „das ist das Charakteristische an RLS", kommentiert Trenkwalder. Drittens tritt mit dem Aufstehen und Umhergehen eine schnelle Linderung ein, wobei die Symptome jedoch in der nächsten Ruhephase wieder zurückkehren. Und viertens tauchen die Beschwerden überwiegend beim Einschlafen und in der Nacht auf. „Die Krankheit hängt mit dem Rhythmus der inneren Uhr zusammen", erläutert Trenkwalder.

Mit diesen Informationen können die Patienten den Arzt schon einmal auf die richtige Spur bringen. Da die Kenntnis von RLS in der Ärzteschaft immer noch nicht sehr verbreitet ist, kommt es nämlich häufig zu falschen Diagnosen, bei denen zum Beispiel die Schlafstörungen medikamentös behandelt werden – ohne Erfolg, aber mit entsprechenden Nebenwirkungen. Über diese Patientenkarrieren, in denen Menschen falsch therapiert werden und von Arzt zu Arzt laufen, „können die Patienten unglaubliche Geschichten erzählen", berichtet Trenkwalder, die sich auch in der Selbsthilfegruppe RLS e. V. engagiert. Eine 35jährige Frau etwa wurde zunächst mit der Diagnose „Multiple Sklerose" konfrontiert und danach an die Psychiatrie verwiesen, die ihr anbot, sie in die geschlossene Abteilung zu verlegen. Dies schlug sie aus und fand schließlich die Erlösung im Schlaflabor, denn dort stellten die Ärzte endlich die richtige Diagnose RLS.



Schlaflose Nächte: Viele Patienten finden keine Ruhe, weil ihre Beine ständig in Bewegung sind. Foto: ddp

Die Ursachen von RLS sind wissenschaftlich noch nicht geklärt. Fest steht, daß der Botenstoff Dopamin im Gehirn eine Rolle spielt. Dort setzen auch medikamentöse Therapien an. Klar ist indes, daß es zwei Arten von RLS gibt. In der sogenannten sekundären Form kann RLS mit Eisenmangel, Arthritis, Parkinson und der Einnahme bestimmter Medikamente einhergehen. RLS verschwindet hier meist, wenn die Ursachen beseitigt sind.

In seiner eigenständigen Form trifft RLS meist ältere Menschen ab 50 bis 60 Jahren, 60 Prozent von ihnen sind Frauen. Seit vergangenem Jahr ist auch eine genetische Veranlagung nachgewiesen. „Je stärker sich die genetische Komponente ausprägt, desto früher setzt die Krankheit ein", sagt Trenkwalder, die an dieser genetischen Studie beteiligt war. Wenn ähnliche Symptome von anderen Familienmitgliedern bekannt sind, verdichtet dies den Verdacht auf RLS.

Bei jungen Menschen indes kommt und geht RLS. Wenn es schnell wieder verschwindet, wird es meist gar nicht als RLS wahrgenommen. Bleibt die Unruhe länger, so kann der Zustand durch einfache Mittel verbessert werden. Allerdings hilft hier kein Patentrezept.

Die Betroffenen müssen selbst verschiedene Methoden abchekken. Dazu zählen beispielsweise warme Bäder, Beinmassagen, Heizdecken, Eisbeutel, Sport sowie der Verzicht auf Alkohol oder Kaffee.

Bei stärkeren Beschwerden, wie etwa unerträglichen Schlafstörungen, helfen Medikamente, die in den Dopaminstoffwechsel des Gehirns eingreifen. Auf einige Medikamente sprechen die Patienten sofort an, was sogar als Test in der Diagnose von RLS genutzt wird.

Da die Medikamente allerdings nur die Symptome bekämpfen und die Erkrankung RLS nicht beseitigen, müssen sich die Patienten auf eine längere Tabletteneinnahme einstellen. „Hier ist eine möglichst niedrige Dosierung wichtig", sagt die Neurologin, da die Beschwerden während der Therapie auch zunehmen können und die Gefahr besteht, immer höher zu dosieren.

„Die Erkrankung wurde lange Zeit nicht ernst genommen", erläutert Trenkwalder, „da RLS zunächst mit keinen offensichtlichen Beeinträchtigungen und Behinderungen einhergeht."

Unter Ärzten ist RLS auch längst nicht so bekannt, wie es sich die Medizinerin wünscht. Mit gezielten Aufklärungskampagnen wollen die Mediziner um Trenkwalder und die Selbsthilfegruppe RLS e. V. nun das Bewußtsein für das Syndrom der unruhigen Beine bei Ärzten und Patienten schärfen.

Fischöl gegen Alzheimer?

Acht Millionen Euro von der EU für die Alzheimer-Forschung

Von ROSEMARIE KAPPLER

Kaum ein Tag vergeht, an dem nicht irgendwo ein neues Wundermittel gegen die gefürchtete Alzheimer-Krankheit unters Volk gebracht werden soll. Wirksamkeitsnachweise fehlen für die meisten Inhaltsstoffe. Dennoch gibt es Substanzen, die offenbar tatsächlich positiv in das Krankheitsgeschehen eingreifen.

DHA (Docosahexaensäure), eine Omega-3-Fettsäure, gehört dazu. Ob sie tatsächlich – wie einige Forscher vermuten – ein aussichtsreicher Kandidat für künftige Behandlungskonzepte ist, will das Projekt LipiDiDiet herausfinden.

Dieses internationale Großprojekt wird von der EU über fünf Jahre mit insgesamt acht Millionen Euro gefördert. Etwa ein Fünftel dieser Summe geht an das Universitätsklinikum des Saarlandes (UKS). Von dort aus leitet der Neurobiologe Prof. Tobias Hartmann das EU-Projekt, an dem insgesamt 16 Arbeitsgruppen an den Universitäten Amsterdam, Bonn, Göteborg, Kuopio, Nijmwegen, Prag, Stockholm, Szeged und Tel Aviv mitwirken.

Über eine Million Menschen mit Alzheimer-Demenz leben in Deutschland; in 25 Jahren werden es 2,3 Millionen sein. Trotz der seit 20 Jahren unternommenen immensen Anstrengungen gibt die Erkrankung noch immer Rätsel auf. Nur soviel steht fest: Heilbar ist die Alzheimer-Krankheit nicht, weil die Schädigungen am Gehirn nicht umkehrbar sind. Ziel der Mediziner ist es deshalb, die Krankheit möglichst früh zu erkennen und ihren Verlauf zu verlangsamen, um so die geistigen Fähigkeiten der Betroffenen möglichst lange zu erhalten, und damit die pflegenden Angehörigen zu entlasten.

Eine große Hoffnung der Forschung ist die, das Fortschreiten der Krankheit über die Ernährung beeinflussen zu können. Allerdings ist Prof. Tobias Hartmann, Neurobiologe am Neurozentrum des UKS, skeptisch, ob dieses Ziel möglicherweise mit speziellen Ernährungsplänen zu realisieren ist. Für eine mögliche Prävention hält er Nahrungsergänzungsmittel für die geeigneteren Kandidaten gegenüber Diäten.

Vor zehn Jahren hatten Studienergebnisse einen Korridor in diese Richtung eröffnet: Fette können das Risiko einer Alzheimer Krankheit beeinflussen. Einige Fette, darunter Cholesterin, können das Risiko erhöhen, andere scheinen hingegen das Risiko zu mindern.

Als zentrales Molekül der Alzheimer Erkrankung wird das Amyloid Beta 42 angesehen. Eine übermäßige Produktion führt sogar zu einem frühen Auftreten der Krankheit. „In Studien konnte gezeigt werden, daß eine bestimmte Omega-3-Fettsäure, DHA, die Amyloid-Produktion hemmt", so Hartmann. Omega-3-Fettsäuren seien ein wichtiger Bestandteil der Nahrung, da der Körper sie nicht synthetisieren kann.

Langkettige Omega-3-Fettsäuren wie DHA würden in Meerwasseralgen produziert und gelangten üblicherweise durch den Verzehr von Kaltwasserfischen, aber auch von tierischen Organen wie Leber und Hirn in die menschliche Nahrungskette.

DHA wird vor allem im Gehirn benötigt, das zu einem großen Teil aus diesen Säuremolekülen aufgebaut ist. Hartmann: „DHA senkt aber nicht nur die Produktion von Amyloid Beta 42, es werden auch weitere Wirkungen auf die neuronale Leistungsfähigkeit sowie entzündliche, oxidative und andere Prozesse vermutet." Für den Menschen wird unter anderem das angenommen, was in Tierversuchen längst bewiesen ist, daß die Fähigkeit zu denken und zu lernen durch DHA geschützt und gesteigert wird. Deshalb befaßt sich das Projekt LipiDiDiet nicht ausschließlich mit Vorbeugungsmöglichkeiten zur Alzheimer Krankheit, sondern es geht in den einzelnen Arbeitsgruppen um den Schutz und die Stärkung der Hirnleistung im Alter ganz allgemein.

Molekulare Wirkmechanismen von DHA haben Forscher bereits zum Teil entschlüsseln können, und sie haben erste Daten in Bevölkerungsstudien gesammelt. LipiDiDiet wird insgesamt 280 Patienten über einen Zeitraum von fünf Jahren begleiten. Das gibt Gelegenheit, langfristigere Entwicklungen zu dokumentieren.

Denn DHA hat bereits bewiesen, daß es im Verlauf einer einjährigen Studie den geistigen Zerfall von Alzheimerpatienten aufhalten kann.

Ob die Wirksamkeit auch längerfristig anhält, soll nun untersucht werden. Weitere Informationen unter www.lipididiet.eu

Aus der Tube

Bräunungsmittel schützen nicht vor Sonne

Mit den ersten Sonnenstrahlen werden die Röcke kürzer und die Oberteile ärmellos. Wer dann nicht mit käsigen Körperteilen für Spott sorgen möchte, sucht nach einer schnellen Bräunungsmethode. Selbstbräuner gelten dabei immer noch als der sanfteste Weg zum Ibiza-Teint: „Nach heutigen Erkenntnissen ist es nicht gesundheitsschädlich, Selbstbräuner anzuwenden. Man sollte sich dabei allerdings an die Herstellerempfehlungen halten", sagt Elisabeth Rowe vom Dermatologischen Zentrum Berlin.

Bei Hautkrankheiten wie Akne oder Schuppenflechte sollte man mit der Bräune aus der Tube vorsichtig umgehen. „Selbstbräuner färben die obere Hornschicht der Haut. Da viele Hauterkrankungen mit einer Verhornungsstörung einhergehen, verfärbt sich die Haut an diesen Stellen möglicherweise stärker als an anderen", erklärt Rowe.

Erkrankte Hautbereiche sollte man daher beim Auftragen des Bräunungsmittels möglichst aussparen. Trockene Hautbereiche und Stellen, an denen eine dicke Hornhaut wächst, kann man vor dem Auftragen mit einer fetthaltigen Lotion behandeln. „Für eine gleichmäßige Bräune hilft außerdem ein vorhergehendes Peeling, das überschüssige Hornschüppchen entfernt", sagt Rowe.

Wie in den meisten Kosmetika seien allerdings auch in Selbstbräunungsmitteln Zusatzstoffe enthalten, die nicht jeder verträgt. „Es kann passieren, daß diese Zusatzstoffe eine Allergie auslösen. Aber der Selbstbräuner an sich ist nicht bedenklich", sagt Rowe. Um zu testen, ob man auf die Inhaltsstoffe des Bräunungsmittels allergisch reagiert, sollte man es vor der Anwendung ausprobieren. Dazu trägt man das Mittel sparsam an einer unauffälligen Hautstelle wie der Arm- oder Kniebeuge auf und wartet 48 Stunden, ob sich eine allergische Reaktion durch Rötung oder Bläschen bemerkbar macht.

Wer Selbstbräuner verwendet, sieht mit etwas Glück zwar aus, als hätte er zwei Wochen am Strand gelegen. Der Eigenschutz der Haut erhöht sich durch diese Bräune jedoch nicht. „Die Färbung ist rein kosmetisch und schützt nicht vor UV-Licht. Die Sonne sollte man maßvoll genießen und eventuell zusätzlich ein Lichtschutzmittel auftragen", sagt Elisabeth Rowe. *ddp*

Bericht über Kanarienzucht erinnert an Kindheit

Betr.: „Hohlrollen, Knarren und Pfeiffen“ (Nr. 23)

Es freute mich, zu lesen, daß die Kanarienzucht weiterhin im Harz betrieben wird. Es erinnert mich an meine Schulzeit 1928/33, da gab es einen Züchter, P. Heydenreich, Bahnhofstraße, Bad Suderode.

Der Gesang und das Rollen begleiteten uns zum und vom Bahnhof zur Fahrt zur Schule in Quedlinburg.

Er hatte auch weltweit Verbindungen, mußte aber in den 30er Jahren des letzten Jahrhunderts aufgeben, da er leider keinen Züchternachfolger fand.

Ursula Keßler-v. Nathusius, Marburg / L.

Versuch, die Ostpreußen zu besudeln

Betr.: „Manipulierte Berichterstattung“ (Nr. 23)

Seit Anno X ist bekanntlich ein schlechter Vogel, der in sein eigenes Nest scheißt! Des Redakteurs M. Hägler indirekte Teilnahme am Deutschlandtreffen der Ostpreußen in Berlin artete mit besonderem Trick aus.

Er holte sich bei einem fremden, provokanten Vogel Unterstützung. Folglich besudelte das Duo mit schändlicher Impertinenz die redlichen, vertriebenen Ostpreußen.

Fazit: Die Visionen von und Suche nach Revisionisten unter den Ostpreußen bezeugt eindeutig ihre Entfremdung von ethischer Ordnung. **Franz Schubert, Köln**

Einsatz für Ostpreußen

Betr.: „Die Zukunft Ostpreußens liegt in unseren Händen“ (Nr. 20)

„Die Vertreter der Politik in Deutschland müssen sich für Ostpreußen verantwortlich fühlen und sich im Einvernehmen mit Polen, Litauen und Rußland gemeinsam für Ostpreußen einsetzen.“

Ich bin dafür, daß sich Deutschland wieder voll für Ostpreußen einsetzt.

Über 700 Jahre war Ostpreußen deutsches Land, wurde für Salzburger, Rheinländer, Hessen und Brandenburger eine neue Heimat. Noch heute künden Burgen, Dome und Kirchen sowie Rathäuser in den Städten des Ermlandes, Masurens und des Memellandes von dem Wirken deutscher Baumeister, da hatten Russen und Polen nichts zu sagen (Ausnahme war zeitweise das Ermland). Leider hat Deutschland unter der Herrschaft von Hitler 1939 mit dem Scharfschießen begonnen. Aber mußten die Sieger mit gleichem antworten, wie es die Aggressoren vorhatten?

Mußte die UdSSR mit Grenzverschiebungen antworten wie ein imperialistischer Aggressor? Ich meine nein. Ihre Pflicht als sozialistischer Staat wäre es gewesen, mit imperialistischen Machenschaften Schluß zu machen und keine Grenzverschiebungen mehr zu dulden. Das wär echte sozialistische Außenpolitik gewesen, die allgemein zur Nachahmung angespornt hätte. Das wäre echte Leninsche Außenpolitik gewesen.

Heinz Glogau, Brandenburg

Einige Sprachfehler

Betr.: „Droht ein Krieg?“ (Nr. 23)

Als Abonnent und interessierter Leser der *PAZ* habe ich bestimmte Ansprüche an die Sachkompetenz und den Sprachstil der in Ihrer Zeitung schreibenden Verfasser. Deshalb möchte ich eine konstruktive Kritik am Beispiel des von Joachim Feyerabend verfaßten Artikels anbringen.

1. In der deutschen Fachsprache der Geographie lautet der richtige Name „Südchinesisches Meer“; „Südchinasee“ ist eine falsche wörtliche Übertragung – nicht Übersetzung (!) – aus dem Englischen!

2. „Kontinental-Shelf“ ist zweifach falsch, denn erstens ist „shelf“ die englische Form des deutschen Fachbegriffes „Schelf“, und zweitens bedeutet eben dieser Begriff nichts anderes als „Kontinentalsockel“!

3. Die „Spratlys“ sind Angehörige einer Familie namens „Spratly“, ansonsten muß es richtigerweise „Spratly-Inseln“ heißen!

4. „off-shore“ bedeutet „küstennah“, aber bei Hunderten von Kilometern bis zur nächsten Küste ist das wohl alles andere als zutreffend! Also Vorsicht bei dem falschen Gebrauch vermeidbarer und überflüssiger englischsprachiger Termini!

5. „deal“ im saloppen Sinne von „Abmachung“ ist überflüssig und unangebracht; „agreement“ und „barrel“ sind in einer Zeitung wie der Ihrigen auch vermeidbar!

Ansonsten sind die in der *PAZ* behandelten Themen vielseitig und reich an Hintergrundinformationen und zeichnen sich allgemein durch einen verständlichen und treffenden deutschen Sprachgebrauch aus. **Michael Roock, Berlin**



Kreuz am Löwentinsee: Ehrung Bruno von Querfurts, der von Prussen erschlagen wurde Foto: privat

Soziale Ursachen

Betr.: „Was tun gegen Jugendgewalt?“ (Nr. 23)

Herr Schönbohm sollte mehr aufklären statt verschleiern. Erziehung findet nicht ohne Inhalte und vielfältige Rahmenbedingungen statt. Er sagt kein Wort zum weit überdurchschnittlichen Gewaltanteil ausländischer Jugendlicher. Kein Wort zur fortschreitenden Islamisierung Deutschlands und dem damit verbundenen erzieherischen Menschenbild, insbesondere der Nichtgleichberechtigung von Mann und Frau, von Vater und Mutter. Kein Wort auch zum Zusammenhang von sozialer Frage und Jugendgewalt, zum Zerfall der Mittelschicht, zum „Prekariat“, zu Multikulti-Schulen, zu den konkreten Lebensbedingungen der Bevölkerung. Kein Wort zum Zusammenhang von den Kosten der Zuwanderung und sozialer Frage. Für diese alarmierenden Entwicklungen trägt vor allem die herrschende Politikerkaste in Deutschland die Verantwortung. Es wäre die Aufgabe der Politik, für deutsche Identität, Sprache und Kultur mit ihren Werten, Sitten und Traditionen einzustehen, die Zuwanderung weitestgehend zu stoppen sowie Familien und Alleinerziehende nicht weiter auf dem Arbeitsmarkt und steuerlich zu benachteiligen.

Dr. Roland Mackert, Sachsenheim

Von den an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt. Alle gedruckten Leserbriefe werden auch ins Internet gestellt.

Bruno von Querfurt, einer der ersten Missionare in Ostpreußen

Betr.: „Nettetaler Tage in Lyck“ (Nr. 24)

In dem genannten Artikel heißt es, der Lycker Bischof Jerzy Mazur habe für den 19. bis 22. Juni 2009 eine Einladung an die deutsche Partnergemeinde ausgesprochen, weil dann in Polen, Deutschland und Litauen „ein großes internationales Fest zu Ehren des Heiligen Bruno von Querfurt gefeiert“ werde, „der in der Nähe von Lyck gestorben ist“.

Hierzu sei gesagt, daß Bruno von Querfurt nicht in der Nähe von Lyck, sondern von Lötzen umkam. Bei seinem Versuch, die heidnischen Prussen endlich zum Christentum zu bekehren und damit das von seinem Vorgänger und Vorbild Adalbert von Prag begonnene Werk zu vollenden, scheiterte er genauso wie dieser. Am 9. März 1009 wurde er mit 18 Gefährten bei Lötzen (im Grenzdreieck zwischen Polen, Rußland und dem Gebiet von Sudauen, dem späteren Masuren und damit dem südöstlichen Teil Ostpreußens) überfallen, erschlagen und enthauptet.

Auf dem Tafelberg über dem Nordwestufer des Löwentinsees bei Lötzen erinnert schon seit dem 30. Oktober 1910 ein großes eisernes Kreuz an die Ermordung Brunos und seiner Mitstreiter. Es bildet eines der weithin sichtbaren Wahrzeichen der Stadt. Die vor rund 100 Jahren an dem Kreuz angebrachte kupferne Tafel wurde nach dem Zweiten Weltkrieg abgenommen. Nach der politischen Wende wurde sie der evangelischen Kirchengemeinde der Stadt übergeben und erhielt links neben dem Altar des Gotteshauses ihren Platz, wo sie in die Wand eingelassen wurde. Die Kreisgemeinschaft Lötzen in der Landsmannschaft Ostpreußen ließ dann zwei neue Tafeln mit je einem deutschen und einem polnischen Text anfertigen, auf denen der „Glaubensbote in Polen und Preußen“ mit den Worten geehrt wird: „Dem heiligen Bruno von Querfurt als erstem Missionar dieses Landes, der hier am 9. März 1009 den Märtyrertod erlitten hat, wurde dieses Kreuz im Jahre 1909 aufgerichtet.“ (Tatsächlich erfolgte die Errichtung, wie oben erwähnt, erst ein Jahr später.) Die Tafeln wurden der Stadt am 30. April 1998 als Gastgeschenk überreicht und anschließend am Brunokreuz angebracht.

Die katholische Kirchengemeinde Lötzen versammelte sich seit ihrer Gründung im Jahre 1910 in der neuerbauten Brunokapelle. Als die Gemeinde in den 30er Jahren anwuchs, benötigte man ein größeres Gotteshaus, das am 8. August 1937 auf den Namen „St.-Bruno-Gedächtniskirche“ eingeweiht wurde. Die Brunokapelle wurde an die Baptistengemeinde verkauft, der sie heute noch gehört.

Am Giebel über dem Eingang der neuen Kirche war ein riesiges Relief angebracht, das den Heiligen Bruno von Querfurt zwischen einem Ordensritter und einem deutschen Soldaten des Ersten Weltkrieges darstellte. Nach 1945 wurde das Relief übertüncht, und in den 70er Jahren brachte man stattdessen ein Mosaik an, das St. Bruno zwischen ihn angreifenden prussischen Kriegern zeigt.

Die Bürgermeisterin von Lötzen / Gizycko, Jolanta Piotrowska, hat mehrfach betont, daß das Millennium (1000 Jahre Christentum in Masuren) am 9. März 2009 vor Ort gefeiert werde, wobei auch eine Einladung an den Papst erfolgt ist.

Selbstverständlich wird ebenso Querfurt in Sachsen-Anhalt, die Heimat des Heiligen Bruno und Partnerstadt von Lötzen / Gizykko, in die Feierlichkeiten eingebunden. **Wolfgang Reith, Neuss**

Sowjets waren nicht fähig anzugreifen? Sie waren bis an die Zähne bewaffnet!

Betr.: Leserbrief „Sowjets waren gar nicht fähig uns anzugreifen“ (Nr. 23)

In der Zuschrift geht der Leserbriefschreiber auf eine Arbeit von Musial zum Feldzug gegen die Sowjetunion ein. Schon daß er die Arbeit eines ernstzunehmenden Historikers und deren Würdigung durch die *PAZ* als „Märchenartikel“ abqualifiziert, darf nicht unwidersprochen bleiben. Die Fakten zu dem Feldzug gegen die Sowjetunion legen einfach eine konträr liegende Beurteilung nahe.

Zu den Fakten: Ernst Topitsch, emeritierter Professor für Soziologie und Philosophie Heidelberg / Graz und Teilnehmer am Rußlandfeldzug 1941/42, kommt in seiner bemerkenswerten Arbeit „Stalins Krieg“, Herford 1993, zu einer politisch / strategischen Lagebeurteilung dieser Kriegsphase, welche auch von zeitgenössischen russischen Historikern, soweit sie keine Apologeten des Sowjetsystems sind, geteilt wird: nämlich, daß von den beiden Weltmächten – Sowjetunion und USA – nur die Sowjetunion „eine klare politische Zielvorstellung und Langzeitstrategie (hatte), die schon 1920 von Lenin umrissen worden war, die Stalin ... mit unbeirrbarer Konsequenz weiterverfolgt hat und die auch nach 1945 ... grundlegend geblieben ist: Die Unterwerfung der ‚kapitalistischen‘ und ‚imperialistischen‘, das heißt der noch nicht von Moskau beherrschten Welt.“

Wie wenig friedliebend die Sowjetunion gewesen war, geht aus den Kriegen gegen Polen, Finnland 1939/40, den Annexionen der souveränen Republiken Estland, Lettland, Litauen und der Androhung eines Krieges gegen Rumänien zur Annexion Bessarabiens hervor. Stalin hatte damit sein Territorium um zirka 425 000 Quadratkilometer erweitert, was etwa der Ausdehnung des Deutschen Reiches von 1919 entsprach. „Damit hatte Stalin die auch ihn schützende Staatenbarriere an seiner Westgrenze niedergerissen und seine Aufmarschbasis nach Westen bedeutend verbessert.“ (Vergl. Joachim Hoffmann, „Stalins Vernichtungskrieg 1941 bis 1945“, S. 19, München 1997)

Auf der Hitler-Molotow-Konferenz vom 12./13. November 1940 stellt Molotow Stalins Auffassung hinsichtlich einer neuen Ordnung in Europa dar: Deutsche Truppen sollen unverzüglich aus Finnland abgezogen werden, Bulgarien in die sowjetische Sicherheitszone eingebunden und eine russische Militärbasis an den Meerengen geschaffen werden ... Auch wurden von Molotow das sowjetische Interesse an Rumänien, Ungarn, Jugoslawien und Griechenland bekundet. „Auch das Thema der schwedischen Neutralität wurde angeschnitten, und außerdem existiere die Frage bezüglich der Ausfahrten aus der Ostsee.“ Hier wurden Forderungen seitens der Sowjets erhoben, die auf Unterwerfung abzielten. (Vergl. E. Topitsch, a.a.O., S. 142 f.)

Für die Angriffsfähigkeit einer Macht war in den 40er Jahren entscheidend, über wie viele Panzer, Flugzeuge und Geschütze die jeweilige Seite verfügte. Zum Vergleich ein paar bestätigte Zahlenverhältnisse: Die Rote Armee verfügte mit dem Tage des Kriegsbeginnes über nicht weniger als 24 000 Panzer, darunter 1861 der Typen T 34 und KV, welche allen deutschen Panzertypen der Jahre 1941/42 an Feuerkraft, Panzerung, Geländegängigkeit und Fahrbereich überlegen waren. Die Luftstreitkräfte der Roten Armee verfügten seit 1938 über nicht weniger als 23 245 Kriegsflugzeuge, darunter 3719 Maschinen neuester Bauart. Außerdem verfügte sie über 148 000 Artilleriegeschütze und Granatwerfer. (Vergl. J. Hoffmann, a.a.O., S. 21.)

„Den 2500 einsatzbereiten deutschen Flugzeugen standen ... 10 000 bis 13 000 sowjetische gegenüber. Und den 7146 deutschen Artillerierohren gegenüber befanden sich nach russischen Angaben 37 000 ... von insgesamt 148 000 Geschützen und Granatwerfern ... Selbst aber in der zugegebenen Größenordnung bestand auf Seiten der Roten Armee am 22. Juni 1941 demnach eine fünfbis sechsfache Überlegenheit an Panzern, eine fünf- bis sechsfache Überlegenheit an Flugzeugen“ und eine ähnliche bei den Artilleriegeschützen. Weitere Literatur: Ernst Nolte: „Der europäische Bürgerkrieg 1917 bis 1945“, Viktor Suworow: „Der Eisbrecher – Hitler in Stalins Kalkül“, Werner Maser: „Der Wortbruch – Hitler, Stalin und der Zweite Weltkrieg“.

Dietrich Widmann, Lachendorf

Immerhin ist Glietsch ehrlich

Betr.: „Glietsch sorgt für Empörung“ (Nr. 25)

Für die Empörung sind vorrangig Berlins Regierender Bürgermeister und der Innensenator zuständig, haben sie doch ihren Genossen Glietsch nach Berlin geholt und mit Geld und Personal so kurz gehalten, daß die Berliner Polizei ihre Aufgaben nur unzureichend erfüllen kann.

Wenn die Polizei nicht verhindern kann, daß linksextreme Chaoten vor allem in Kreuzberg Autos abfackeln und es dabei besonders auf Porsche-Fahrzeuge abgesehen haben, dann ist es richtig, daß der Berliner Polizeipräsident gesteht, daß er nicht genügend Polizisten hat, um den Kreuzberger Terror zu unterbinden. Das mag peinlich sein, aber es ist wenigstens ehrlich. **Uta Herzel, Berlin**

Politik der Atomkraftgegner ist Schwachsinn

Betr.: „Grüne Lebenslügen“ (Nr. 25)

In der Bundesrepublik wird an alternativen Energien gut verdient. Das muß man sehen, wenn man der öffentlichen Diskussion um die Energieversorgung folgt. Und man muß es auch nicht begrüßen, wenn deutsche Landschaften von Windrädern verschandelt werden. Gegenwärtig haben Ideologen und Kassierer öffentlicher Beihilfen das Sagen, während um uns herum immer mehr Atomkraftwerke gebaut werden, was anzeigt, daß wir auch ohne eigene Atomkraftwerke allen Gefahren ausgesetzt sind, die möglicherweise von ihnen ausgehen. Die Politik der Atomkraftgegner kann man getrost als Schwachsinn bezeichnen. Wir werden alle unter diesem Schwachsinn zu leiden haben. **Klaus Bonnasch, Brandenburg**

Wenig Unterstützer

Betr.: „Die Blamage“ (Nr. 25)

In dem einzigen Staat der Europäischen Union, der dem Bürger sein demokratisches Recht der Mitbestimmung bei grundlegenden Entscheidungen zuerkennt, lehnen die Bürger den Vertrag ab.

Das fordert natürlich die Frage heraus, wie viele Völker der EU wohl auch den Vertrag abgelehnt hätten, wenn sie nur gefragt worden wären.

Sie sind aber nicht gefragt worden. Ihre Regierungen haben in der Regel nur die Frechheit so zu tun, als ob ihr Staat hinter dem Vertrag stünde.

Ein jeder weiß heute, wie sich Regierungen zusammensetzen, wie viel Bürger wirklich hinter den regierenden Parteien stehen. Da sollten sich die Damen und Herren auf Zeit bescheidener aufführen.

Irland hat der EU gezeigt, wie die Bürger der EU entscheiden würden, wenn dem Souverän Volk nicht die Hände gebunden worden wären.

Gunther Knafel, Halle / Saale

Europaskeptiker im Europäischen Parlament in Straßburg: Das Votum der Iren gegen den EU-Vertrag respektieren! Foto: AP

Schlechte Karten

Betr.: „Entschädigung für Spätheimkehrer“ (Nr. 21)

Man hat sehr lange mit dieser Entschädigung für die in die DDR heimgekehrten Spätheimkehrer gewartet, wobei nicht auszuschließen ist, daß das Warten den Vorteil hatte, daß es immer weniger Begünstigte gibt. Man hat sich auch nicht mit der Entschädigungssumme überanstrengt, waren es doch nur Deutsche, die in der UdSSR und anderswo Fronarbeit zu leisten hatten. Daß der Verlust von nicht selten mehr als zehn Lebensjahren nicht erstattet werden kann, ist klar, aber es sollte doch das Bemühen erkennbar sein, daß der Staat weiß, was ein Teil seiner Landsleute zu erdulden hatte. Auch die West-Heimkehrer wurden nicht gerade bevorteilt. Sie erhielten etwa bei zehn Jahren Gefangenschaft zwei D-Mark am Tag. Als Österreich den besonders von der Gefangenschaft Betroffenen eine kleine Rente gewährte, gelang es nicht, dies in Deutschland über die Medien zu verbreiten. Die Spätheimkehrer hatten bei den meisten Medien schlechte Karten.

Richard Weymann, Ratingen

Undankbare Iren? Sie werden ihre Gründe gehabt haben

Betr.: „Die Blamage“ (Nr. 25)

Es stimmt: Irland erhielt seit 1973 netto rund 60 Milliarden EU-Gelder. Aus dem „Armenhaus“ Europas wurde einer der wohlhabendsten Staaten mit dem niedrigen Unternehmersteuersatz von 12,5 Prozent! Und trotzdem stimmte das irische Volk mit klarer Mehrheit gegen „die ewige Regierungs-Hinterzimmerpolitik“ des EU-Establishments und entschied sich gegen den Reformvertrag, der ohne eine reale demokratische Legitimationskraft die Souveränität der EU-Völker weiter einschränken, ja sogar in weiten Bereichen beseitigen würde. Das Volk Irlands hatte dank seiner demokratischen Verfassung das Recht auf eine plebiszitäre Entscheidung und hat mit großer Mehrheit gegen die sozialistischen Tendenzen der Politik des Brüsseler Molochs entschieden. Aus Tschechien, das den Vertrag noch nicht ratifiziert hat, war zu hören: Respekt für die Entscheidung Irlands – ebenso wie für „die seinerzeitigen Negierungen“ Frankreichs und der Niederlande, die ja durch Volksabstimmungen den ersten Verfassungsvertrag zum Scheitern brachten.

Allgemein wird die irische Ablehnung mit dem Adjektiv „undankbar“ abgeurteilt. Hat man hier bedacht, daß die Iren auch andere Motive als fiskalische gehabt haben dürften? Könnte nicht auch die Sorge vor Überfremdung die Ablehnung beeinträchtigt haben? Denn: Seit der EU-Osterweiterung sind über 200 000 Ost-Europäer zugewandert, die ungehindert den Arbeitsmarkt belastet haben. Mit der Abkühlung des Wirtschaftsklimas, teils infolge der Globalisierung, nimmt in Irland die Arbeitslosigkeit zu. Und in dem katholischen Land haben fraglos auch die wachsenden Bedenken wegen einer möglichen Lockerung der Abtreibungsgesetze, der Erlaubnis von Prostitution und Schwulen-Ehe und anderes Einfluß auf die Vertragsablehnung gehabt. Jedenfalls hat sich das irische Volk durch pekuniäre Verlockungen nicht beeinflussen lassen und sich für die Freiheit und die Erhaltung der Volkssouveränität entschieden.

Werden die herrschenden Politiker die Einsicht und Kraft haben, einen volksnahen Neuanfang im EU-Verfassungsprozeß zu wagen? Man stellte sich vor, wie das deutsche Volk (das auch nach dem Grundgesetz noch existiert) bei ehrlicher Vermittlung der Fakten als „Zahlmeister Europas“ entscheiden würde. Nach den Berechnungen des Heidelberger Professors Willeke hat Deutschland bis 2002 254 Milliarden Euro als Nettobeiträge nach Brüssel entrichtet und danach weitere Zig-Milliarden! Das entspricht etwa einem Fünftel der gigantischen Schulden unserer öffentlichen Haushalte, die nach dem Urteil renommierter Wissenschaftler nur noch durch Abwertungsprozesse reguliert werden können. Man darf gespannt sein, wie die EU die „enormen Vorteile“ ihres Wirkens darzustellen gedenkt. Eine dankbare Aufgabe wäre zum Beispiel, wenn Großbritannien und Norwegen als Öl-Förderländer an ihre Solidarität gegenüber den EU-Staaten erinnert würden und wenigstens einen kleinen Beitrag zur Abmilderung der katastrophalen Folgen der Öl-Krise leisten wollten. Ihre Solidarität ist bezeichnenderweise bisher noch nicht einmal soweit gegangen, dem Euro-Club beizutreten, der den noch starken Volkswirtschaften keine Vorteile gebracht hat. **Karl Betz, Reiskirchen**

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Klaus D. Voss
(V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen, Wolf Oschlies

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Oberstraße 14 b, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen eV., Oberstraße 14 b, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung/Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 Euro monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 Euro monatlich, Luftpost 14,50 Euro monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf . – ISSN 0947-9597. Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
lo@ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **5022**

Parteiinteressen über alles

Betr.: „Backpfeifen“ (Nr. 22)

Professor Hermann Oberth (geb. 1894), einer der Väter der Raumfahrt, hatte in seinem Buch „Kakokratie“ (Herrschaft der Schlechten) dargelegt, warum in der Art der Demokratie (Herrschaft des Volkes), wie wir sie anwenden, notwendigerweise die Guten herausfallen und die Schlechten nach oben gespült werden. Nun könnte man meinen, diese Entwicklung läge an der Unfähigkeit oder Dummheit der Wähler. Dem ist aber nicht so. Zwei Ereignisse in dieser Woche zeigen klar, daß die Wähler sehr wohl zu unterscheiden wissen und nicht bereit sind, alles zu schlucken, was die Politiker uns vorsetzen.

Man darf daran zweifeln, ob man diejenigen zu den Besten zählen soll, die den Staat als Selbstbedienungsladen betrachten und ihre eigenen Diäten unangemessen erhöhen – und die Wähler haben durch massive öffentliche Proteste diese Erhöhung gestoppt. Und man darf sicherlich Zweifel daran haben, ob man jemanden zur politischen Elite zählen soll, der ein Gespräch mit einem geistlichen Oberhaupt und Friedensnobelpreisträger zum Zeitpunkt der gewaltsamen Unterdrückung dessen Volkes mit einem aus der Fäkalsprache stammenden Ausdruck bezeichnet. (Der SPD-Vorsitzende Kurt Beck hat ein Gespräch der Entwicklungshilfe-Ministerin Wieczorek-Zeul (SPD) mit dem Dalai-Lama als „Scheiß“ bezeichnet.) Die Wähler haben nach der am 20. Mai veröffentlichten Forsa-Umfrage dieser ältesten Volkspartei nur 23 Prozent der Stimmen zugebilligt und dem Vorsitzenden, der gerne Kanzler werden möchte, mit nur noch elf Prozent Zustimmung den absoluten Tiefpunkt seiner politischen Laufbahn beschert. Diese Reaktion der Wähler kann einen mit Genugtuung erfüllen und uns hoffen lassen, daß doch noch nicht alles verloren ist. Offensichtlich haben die Wähler mehr Verantwortungsbewußtsein als unsere Machthaber.

Die Parteien, so wie sie sich selbst die Macht gegeben haben, sind das Unglück unseres Landes. Wir können es genau sehen: Die Parteien wollen nicht denjenigen an der Spitze haben, den das Wahlvolk will (was demokratisch wäre), oder denjenigen, der für das Land der Beste wäre, sondern denjenigen, den sie im Interesse ihrer Partei für den Besten halten.

Dr. Ferdinand v. Pfeffer, Lünen

Stets treffend

Betr.: PAZ

Jedesmal, wenn ich die aktuelle Ausgabe der *Preußischen Allgemeinen Zeitung* das erste Mal in die Hand nehme, gilt der erste Blick der Titelseite, der zweite dann der letzten Seite „Panorama“ mit der stets treffenden und beißenden Karikatur, die Vergnügen bereitet und häufig – eingestandenermaßen moralisch verwerflich – auch Schadenfreude.

In der *PAZ* Nr. 23 vom 7. Juni sieht der Sozichef zwei Lichter des heranrasenden Zuges, obwohl er richtigerweise die bei der DB üblichen drei Lichter sehen müßte.

Da die mögliche Version, daß eines der drei Lichter ausgefallen sei, keinen Sinn ergibt, ist anzunehmen, daß – eine versteckte, vielleicht ungewollte Pointe? – Beck nicht bis drei zählen kann.

Ich freue mich schon auf die nächste Karikatur. **Jürgen Pucks, Marl**

Wer hätte Lust, den Helden zu spielen?

Betr.: „Linker Autor war SS-Mann“ (Nr. 24)

Was sagt das über den Menschen und seinen Werdegang aus? Nichts!

Und wenn er seine Zugehörigkeit zur Waffen-SS, die nicht einmal eine freiwillige war, sondern sich aus der Einvernahme seiner Einheit in die Waffen-SS ergab, verschwiegen hat, dann ist das nicht nur bei Grass verständlich. Nach dem deutschen Zusammenbruch war sich jeder selbst der nächste. Die Zugehörigkeit zur Waffen-SS oder NS-Organisationen war mit persönlichen Nachteilen verbunden.

Wer hätte da Lust, den Helden zu spielen. Also schwieg man, wo man schweigen konnte.

Viele sind später wieder aufgetaucht, als die Hysterie dem Sachverstand gewichen war, andere sind auf Lebenszeit in Deckung geblieben, sie hatten sich an das Verschweigen gewöhnt.

Wer will ihnen einen Vorwurf machen?

Wenn Erwin Strittmatter gute Bücher geschrieben und keinem Mitmenschen geschadet hat, möge er in Frieden ruhen.

Ferdinand Altrichter, Berlin

MELDUNGEN

Amt verweist die Bundeswehr vom Reichstag

Berlin – Das Grünflächenamt des Bezirks Berlin-Mitte hat ein öffentliches Gelöbnis von Bundeswehr-Rekruten auf dem Platz vor dem Reichstag abgelehnt. Begründung: Der Würde des Ortes wegen dürfe die Grünfläche nur für „einmalige Anlässe“ geöffnet werden, da zu viele Veranstaltungen den Rasen schädigten. Das Bundeswehr-Gelöbnis ist das zehnte in Berlin überhaupt und sollte daher am 20. Juli an prominenter Stelle stattfinden. Nun wird es in den Bendlerblock zurückverlegt.

Blair fürchtet um ihre Kinder

London – Die Frau des früheren britischen Ministerpräsidenten Tony Blair (Labour), Cherie Blair, hat gegenüber der Zeitung „The Independent“ eingeräumt, daß sie wegen der alarmierenden Jugendkriminalität in London Angst um ihre Kinder habe. Sie plädierte für eine „drastische Verschärfung der Gesetze“. Allein 2007 kamen in London 27 Jugendliche durch Messerangriffe von Altersgenossen zu Tode.

ZUR PERSON

Sauberer Abgang



Er gilt als erfolgreichster deutscher Profi-Radfahrer. **Erik Zabel** kann in seiner Laufbahn über 200 Siege verzeichnen. Allein bei der Tour de France durfte er sich sechsmal das Grüne Trikot für den punktbesten Fahrer überstreifen. Zabel gilt als sympathischer Saubermann, trotz oder vielleicht wegen seines tränenreichen Dopinggeständnisses vor einem Jahr.

Ein Ausrutscher in einer langen Laufbahn? Die diesjährige Tour de France soll seine Abschiedstour sein. Am 7. Juli wurde Erik Zabel 38 Jahre alt. „An meinem Geburtstag bin ich schon zwei-, dreimal Zweiter geworden. Heute bin ich auch mit Platz sechs zufrieden“, sagte Zabel im Ziel in Nantes. Der schnellste ist er nicht mehr, das gibt er zu. Doch einmal will er es noch wissen. Zabel ist mit einem Dutzend Tagessiegen der erfolgreichste Deutsche der Tour-Geschichte.

Der 1970 in Berlin geborene Sportler hat eine klassische Radsportkarriere hinter sich, so erzielte er bei den Junioren-Weltmeisterschaften 1987 und 1988 seine ersten internationalen Erfolge. Ein Jahr später war der 19jährige Mitglied der DDR-Nationalmannschaft.

Er ist einer der wenigen, die den Sprung von der Bahn auf den Asphalt erfolgreich schafften. 1989 radelte er sich noch im 4000-Meter-Verfolgungsfahren auf der Bahn zum DDR-Meister. Im Jahr darauf gewann er bereits mit der Ardennen-Rundfahrt sein erstes Mehretappenrennen. Sein Gesamtsieg 1996 in der Punktewertung der Tour de France wurde ihm 2007 rückwirkend aberkannt, weil er sein damaliges Dopingvergehen mit elf Jahren Verspätung eingestanden hatte. Somit könnte man seinen diesjährigen Abschied, mit oder ohne Sieg, durchaus einen sauberen Abgang nennen. *M.A.*



Das Leben war kurz! Zeichnung: Mohr

In der Wachsschanze

Wie der Hitler-Attentäter geleimt wurde, warum Hamburg beleidigt ist, und wie wir aus Windelfaschos gute Menschen machen / Der Wochenrückblick mit Hans Heckel

Viele große Helden der Geschichte werden immer kleiner, je näher man ihnen kommt. Dieser hier war schon nach dem ersten Schritt gar nicht mehr zu sehen: „Ne Menge Geld“ werde ihn seine Hitler-Köpfung wohl kosten, nuschelte Hartz-IV-Empfänger und Neben-bei-Altenpfleger Frank L. ins Mikrofon von „Spiegel TV“, ohne sein blasses Gesicht wenigstens in die Kamera zu halten, wie es Medienmaulhelden zu tun pflegen. Und hat es sich gelohnt? „Nein.“

Der arme Kerl fühlt sich geleimt. 200 000 Euro könnte ihn die Kopf-ab-Aktion kosten, heißt es. Hätte man das nicht dranschreiben können? Schließlich gilt in unserem Land: Wer gar nichts im Leben zuwege bringt, weil er zu dumm, zu faul oder zu feige ist, der kann immer noch Berufsantifa werden und es damit kosten- und gefahrlos bis in die Kleinstadtzeitung schaffen. Oder sogar einen hübschen Preis ergattern für sein mutiges Eintreten 63 Jahre danach. Die Paraderolle des mutig engagierten Hitlerbekämpfers ist heute billiger zu haben als die Nebenrolle in einem Werbespot für Fliegenfänger. Darauf hatte der Trottel gebaut, und nun diese fürchterliche Summe.

Aber vielleicht ist er ja überhaupt nicht dumm, vielleicht teilte Frank L. nur die Verzweiflung, die Millionen Antifaschisten eint: Es ist die Verzweiflung über das Ausbleiben der Braunhemden. Bis in die letzten Winkel und Wälder, wo Fuchs und Hase sonst unter sich sind, durchkämmen sie das Land auf der Suche nach dem braunen Drachen, um ihn zu töten und so ihrem traurigen Dasein einen Sinn zu geben. Oder sie lauschen die „Wortwahl“ ihres Nachbarn auf mißdeutbare Vokabeln ab wie einst der Blockwart die Geräusche aus der Wohnung über ihm nach Fetzen von „Feindsender“-Durchsagen.

Wenn sie wirklich mal was finden, dann sind es bestenfalls ein paar andere Analphabeten, Sowieso-Prügler oder Leutchen, die fatalerweise aus dem selben Grund verzweifelt sind wie sie – nur daß sie den Drachen nicht töten, sondern selber Drache sein wollen, die blaßbraunen Molche. Antifa ist ein mühsames Geschäft, und gäbe es die Preise und die Kleinstadtzeitungen nicht, wäre es ein völlig lohnloses.

In dieses trostlose Gekrebse trat nun Madame Tussaud und brachte einen richtigen Hitler mit. Endlich! Beim Tischfußball haben Frank L. und seine Mitverschwörer ihre Walküre geplant. Der 41jährige meldete sich freiwillig, das Attentat in der Wachsschanze zu vollbringen. Bei einer solchen Tat muß man natürlich irgendwas rufen, das gehört zur Show, der Zeitungen wegen. Er entschied sich für „Nie wieder Krieg!“ Es hätte auch „Rettet das Klima!“ oder „Schützt die Wale!“ werden können. Aber einerseits hätte ein bißchen Erderwärmung während der eiskalten Kriegswinter ganz gutgetan und andererseits war Hitler bekanntlich Vegetarier. Also „Nie wieder ...“

> Nun sollen die Scholls neben Hitler einziehen. Ob die beiden sich da auch wohlfühlen?

Die Hamburger sind ein wenig beleidigt. Wie ein übersehener Streber heben sie heftig den Finger und melden an, daß bei ihnen im Panoptikum nahe der Reeperbahn Hitler schon seit 1948 herumsteht, in konspirativer Runde mit Göring und Goebbels. Sogar Eva ist dabei und Rommel besichtigt die Gruppe mißtrauisch aus dem Hintergrund. Doch nie hat da jemand was aufgezogen, obwohl das Panoptikum in jedem Hamburg-Führer ... in jedem Hamburg-Guide verzeichnet ist.

Dabei hat der Hanseatenhitler eine besondere Pikanterie zu bieten: Er wurde schon 1941 modelliert, zu der Zeit, als der echte gerade den größten Feldherren aller Zeiten an sich entdeckt hatte.

Mit seinem Wachspendant indes fremdelte der Braunauer, wird erzählt, weshalb das Propagandaministerium die Aufstellung der Führerpuppe verboten habe. Daher konnte die Figur erst 1948, unter britischer Besatzung also, aufgestellt werden. Ein weiterer Beweis für das, was wir in der Schule später gelernt haben. Um uns die Verwerflichkeit des kapitalistischen Westens zu veranschaulichen und seine schreckliche Nähe zum Faschismus, badeten unsere (westdeutschen, das muß hier erwähnt werden) Lehrer in Geschichten über alte Nazis, die im Dienst der Westalliierten weitermachten. Die haben demnach alle Nazis in ihre wohlwollende Obhut genommen – selbst solche, wie sich beim Elb-Hitler zeigt, die die NS-Führung zuvor selber gar nicht haben wollte.

In Berlin sollen nun als Gewissens-Aspirin die Geschwister Scholl nahe der Hitlerfigur postiert werden. (Ob sich die Scholls da wohlfühlen?) Manchen reicht das jedoch nicht. Sie fordern, daß Belehrtafeln aufgestellt werden neben Hitler, damit sichergestellt ist, daß niemand seiner talgigen Magie erliegt.

Solche Tafeln sind noch aus einem anderen Grunde unverzichtbar. Beim Stand der historischen Bildung in den Reihen der Antifa ist nicht auszuschließen, daß ein tapferer Spätattentäter Sophie Scholl für Eva Braun hält und sich irrtümlich an der ermordeten Widerstandskämpferin abrackert.

Kühlgebliebene verstehen den ganzen Eifer nicht und verweisen darauf, daß Wachsfigurenkabinette Orte banaler Unterhaltung sind, wo man mal lachen, mal gruseln, mal staunen soll, mehr nicht. Vom Treiben der Aufgebrachten wird diese gelassene Sicht ironischerweise noch gestützt: Mit Erklärtafeln und Scholl-Bewachung schrumpft die Szene tatsächlich zum Kasperletheater für kleine Kinder, die man schützen und denen man wirklich alles erläutern muß.

Andererseits kann man ja nicht früh genug anfangen mit der politischen Formung. Die britische Kinderschutzbehörde NCB hat einen 366 Seiten starken Maßnahmenkatalog gegen „Rassismus bei Kleinkindern“ erarbeitet. Da gehen einem die Augen über! Wir hatte ja gar keine Ahnung: Hielten wir das Geplapper der süßen Knirpse nicht bloß für niedlich? Die NCB klärt auf, wie perfide die gefährlichen Windelfaschos unsere weltoffene Gesellschaft untergraben. Auch scheinbar harmlose Äußerungen haben es dunkelbraun in sich. Auf Dreijährige etwa, die scharf gewürztes Essen mit „Bäh“ oder „Igitt“ kommentieren, sei besonderes Augenmerk zu richten. Das seien nämlich erste Anzeichen für eine rassistische Einstellung.

Kindergärten sollten sich nicht scheuen, so viele „Zwischenfälle“ dieser Art wie möglich Britanniens Behörden zu melden. Auch die Kinder sollen der Empfehlung zufolge Pfeffer bekommen, im buchstäblichen wie im übertragenen Sinne. Die „Bäh“-Rassisten müssen sich an Scharfes gewöhnen und sollen getadelt werden, weil sich sonst eine „negative Einstellung“ verfestigen könnte.

So eine „negative Einstellung“ gefährdet die Herrschaft des Guten, die nur dadurch zu schützen ist, daß die Bürger immer das politisch Korrekte sagen. Damit sie auch wissen, was korrekt ist, schiebt man es ihnen am besten gleich mit dem ersten Löffel Babybrei in den Kopf. Erst wenn die Leute gar nicht mehr unterscheiden können, was ihre eigenen Ansichten sind und was die Eingelöffelten, darf volkspädagogischer Vollzug gemeldet werden.

Wie gut das glücken kann, erfuhren wir soeben aus Thüringen: Die Chefin der dortigen Grünen, Astrid Rothe-Beinlich, sollte ein Referat über den Rechtsextremismus halten. Das tat sie auch, und erntete damit besonders bei der Linkspartei große Aufmerksamkeit. 70 Prozent des Textes von Rothe-Beinlich sind nämlich identisch mit einer Rede der PDS-Landtagsabgeordneten Sabine Berninger vom Mai 2006.

Berninger sagte beispielsweise: „Ob im Bund oder Land, 2005 war das Jahr der Konsolidierung im rechtsextremen Lager. Die Zahlen sind eindeutig.“ Daraus wurde bei Rothe-Beinlich: „Ob im Bund oder im Freistaat Thüringen, 2005 bis 2007 waren die Jahre der Konsolidierung im rechtsextremen Lager. Die Zahlen sind eindeutig.“ So geht es seitenweise weiter.

Frau Rothe-Beinlich weist den Vorwurf des Plagiats entschieden zurück. Das seien alles ihre eigenen Ideen gewesen, selbst formuliert. Und das glaubt sie offenbar wirklich! Sehen Sie?

ZITATE



Seyran Ates

*Die deutsch-türkische Juristin **Seyran Ates** kritisiert in „Welt-online“ vom 4. Juli **falsche Rücksichtnahme** auf Auswüchse im Islam:*

„Irgendwie werde ich das Gefühl nicht los, daß im Westen immer wieder der Ruf nach Differenzierung – aus Rücksicht auf ‚den Islam‘ und zur Abwehr einer sogenannten Islamophobie – und der Hinweis auf die nicht realisierte Gleichberechtigung der Geschlechter im Westen laut werden, um sich nicht mit dem Thema der mittelalterlichen und menschenverachtenden Lebensrealität vor allem muslimischer Frauen zu beschäftigen.“

*Die **Linke**-Bundestagsabgeordnete **Dagmar Enkelmann** ließ bei der TV-Runde „Anne Will“ (vergangenen Sonntag auf ARD) durchblicken, was sie vom **politischen System** der Bundesrepublik hält:*

„Ich finde, Demokratie löst die Probleme der Menschen nicht.“

*Der Präsident des Zentralverbandes des deutschen **Handwerks** (ZDH), **Otto Kentzler**, schildert in der „Bild“-Zeitung (8. Juli) die **Enttäuschung** der Mittelständler in seinem Verband über den **Kurs der Union**:*

„Viele unserer Handwerksmeister verstehen vor allem nicht, warum die Union ihre wirtschaftspolitischen Grundüberzeugungen verrät. Besonders im Osten Deutschlands bröckelt die Unterstützung für den Kurs der Koalition – und vor allem der CDU.“

*Im Platzen der **Großen Koalition in Österreich** sieht FDP-Chef **Guido Westerwelle** ein **Vorzeichen** für das Schicksal von Schwarz-Rot in Berlin:*

„So fertig, wie die Große Koalition in Österreich war, ist Schwarz-Rot bei uns längst. Deshalb sollte sich unsere Regierung die Frage stellen, ob nicht ein Ende mit Schrecken besser ist als ein Schrecken ohne Ende.“

*Der linke Schriftsteller **Günter Wallraff rechnete** am 8. Juli in der „Süddeutschen Zeitung“ mit der **SPD** ab:*

„Die SPD ist Konkursmasse. Schröder, Clement und Schily haben diese Partei in den Bankrott geführt ... Die drei sind die Totengräber der Sozialdemokratie. Sie haben hohe Werte, die die SPD ausmachten, verraten.“

*Der frühere Bundeskanzler **Helmut Schmidt** sieht in der „Bild“-Zeitung die Situation seiner Partei, der SPD, **weniger dramatisch**:*

„Der Zustand der Sozialdemokratie ist nicht gerade begeisternd. Furchterregend ist er aber auch nicht.“